



**BÜRO FÜR INTERKULTURELLE ANGELEGENHEITEN**

# Bewegte Frauen

*Migrationsgeschichten von 1945 bis heute*



## IMPRESSUM

### Bewegte Frauen

*Migrationsgeschichten von 1945 bis heute*

*- Broschüre zur Ausstellung vom 9. bis 27. März 2020 -*

**Herausgeber:** Büro für interkulturelle Angelegenheiten  
Barbarossastraße 16-18  
63571 Gelnhausen  
www.mkk.de

**Redaktion:** Stephanie Buchhold  
Lea Richter  
Christin Wörner  
Nadja Sabanovski

**Layout:** Bettina Schwartz  
Referat für Presse und Information des  
Main-Kinzig-Kreises

**Fotos:** Samira Muhic  
Zentrum für Regionalgeschichte  
Sophie Catalucci



## GRUSSWORT

### Bewegte Frauen

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich darf Sie einladen zu einer gedanklichen Reise. Stellen Sie sich vor, von jetzt auf gleich Ihre Heimat zu verlassen. Schon morgen. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil andere das so bestimmt und beeinflusst haben. Weil das für Sie oder Ihre Familie dann die einzige Rettung ist. Für immer weggehen, lange im Unklaren darüber bleiben, wo die neue Heimat sein wird, sich für immer irgendwie fremd fühlen. Das nachzuempfinden, wenn man es nicht wirklich erlebt hat, ist unglaublich schwierig.

Lassen Sie sich mit der Biografie-Ausstellung „Bewegte Frauen“ auf weitere solcher Reisen ein. Lernen Sie die Geschichten hinter den gezeigten Gesichtern kennen. Befragt wurden für diese Ausstellung Frauen, die sowohl bereits in ihrer frühen Kindheit als auch erst vor kurzer Zeit nach Deutschland gekommen sind. Ein besonderer Fokus liegt auf Migrations- und Fluchtbewegungen und wie sie die Bevölkerung – auch im Kinzigtal und im Spessart – seit jeher geprägt haben, nicht erst seit ein paar Jahren. Migration ist kein Sonderfall.

Hinter jedem Gesicht dieser Ausstellung steht ein Schicksal, steht ein wechselvolles Leben voller Brüche, steht eine Fluchterfahrung und auch ein Erlebnis des Ankommens. Es sind Geschichten von der großen Liebe, von Angst und Hoffnung, zerbrochenen Träumen, unbändiger Kraft, dem Mut neu anzufangen, von geplatzten und wahrgewordenen Träumen sowie großen Zielen.



*Susanne Simmler – Erste Kreisbeigeordnete des Main-Kinzig-Kreises*

Was bewegte und bewegt diese Frauen? Die Ausstellung soll diesen Fragen auf den Grund gehen und den Frauen „ein Gesicht“ geben. Und ein Gutteil ihrer Geschichten sind auch unsere Geschichten. Machen Sie selbst diese Entdeckung.

Herzliche Grüße  
Ihre Susanne Simmler  
Erste Kreisbeigeordnete

## INHALT

# Ausstellung – Bewegte Frauen

---

1. Grußwort	3	19. Nawel: „Nur Gott weiß, was zwischen Himmel und Erde ist“	44
2. Inhalt	4	20. Was ist Kultur und was hat das mit Integration zu tun?	47
3. Weltkarte	6	21. Fauzia: „Morgen wird etwas Gutes passieren“	48
4. Vorworte	8	22. Hane: „Wenn du dich bewegst, zeigt Gott dir deinen Weg“	50
5. Evi: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“	10	23. Genoveva: „Es war ein langer Weg“	52
6. Deutsche Vertriebene im Zweiten Weltkrieg	13	24. Daisy: „Ich bin froh, dass ich durchgehalten hab“	54
7. Renata: „Die Medaille hat immer zwei Seiten“	14	25. Francesca: „Mein Herz ist immer in Italien“	56
8. Der „Treck“ der Ostpreußen	17	26. Asa: „Ich bin stolz darauf, dass ich jetzt da bin, wo ich bin“	58
9. Irmgard: „Ich blicke mit ganz viel Liebe zurück“	18	27. Fadhila: „Je mehr du gibst, umso mehr bekommst du zurück“	60
10. Karen: „... dann singe ich dänische Lieder, dann bin ich zu Hause.“	22	28. Gissel: „Kraft gibt mir mein Glaube“	62
11. Cicily: „... und da haben wir uns verliebt.“	24	29. Sarah: „You have to use your chance“	64
12. Roya: „Klar wird es schwierig, das ist ganz normal!“	26	30. Atousa: „Mit zwei Koffern und zwei Kindern“	66
13. Bernadette: „... alles für meine Kinder ...“	28	31. Frances: „When life gives you lemons, make lemonade!“	68
14. Nathalie: „Liberté, Égalité, Fraternité – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit	32	32. Manal: „Es waren die schlimmsten 15 Tage meines Lebens“	70
15. Migrantin, Migrant, Migrationshintergrund – statistische Definition oder Fremdbezeichnung	34	33. Vom Arabischen Frühling zum Bürgerkrieg in Syrien	73
16. Fadila: „Mein ganzes Leben – 51 Jahre – in einer einzigen Tüte“	36	34. Fariha: „Du schaffst das“	74
17. Conny: „... dann geht man halt mit...“	40	35. Elif: „Sei geduldig, wenn du im Dunkeln sitzt, denn der Sonnenaufgang kommt“	76
18. Das geteilte Deutschland	43	36. Ivy: „Ich habe einfach nur zu Gott gebetet, dass ich überlebe“	78



© Paul Stringer/123rf.com





## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es ist ein Wunder, was man alles durchmachen und überleben kann. Wie viel Trauer und Schmerz – sei es durch einen unfreiwilligen oder freiwilligen Umzug in ein neues Land – das Gewicht der Seele erschweren können und wie man immer noch, trotzdem und manchmal auch gerade deswegen (weiter-)leben kann.

Alle porträtierten Frauen dieser Ausstellung – jede einzelne und in besonderer Weise – vermittelte eine innere Stärke und Mut, sich dem Leben zu stellen, wie es kommt. Die Frauen träumen davon, sich trotz allem und mit allem zu entfalten und haben sich diesen Traum teilweise sogar bereits erfüllt. Sie sind an ihrem Erlebten gewachsen.

Das Vertrauen, die Offenheit und der Mut, die uns in den unzähligen Stunden der Interviews von den Frauen entgegengebracht wurde, haben uns tief berührt. Uns war es deshalb auch ein ganz besonderes Anliegen, die individuellen Porträts, die aus den Gesprächen entstanden sind, sprach-

lich bewusst in ihrer ursprünglich wiedergegebenen Form zu verschriftlichen, um die Charakteristik eines jeden einzelnen Porträts zu erhalten.

Als Grundlage dieser Ausstellung diente die Biografie-Arbeit mit Frauen aus dem Main-Kinzig-Kreis, die wiederum aus den verschiedensten Herkunftsländern stammen. Als eine Form zur Selbstreflexion steht die „Biografie-Arbeit“ für verschiedene Formen professionell und wissenschaftlich unterstützter Erinnerungsarbeit. Uns geht es dabei um die Bestimmung des eigenen aktuellen Standortes durch die Einbettung der Biografie in einen gesellschaftlichen und historischen Zusammenhang. Dies kann für jeden von uns als Ausgangspunkt für die Entwicklung eigener Zukunftsperspektiven dienen.

Liebe Leserinnen, liebe Leser, willkommen im Leben bewegter Frauen. Ihre Emotionen und Sorgen bewegen uns und ihre Lebensgeschichten bewegten die Frauen selbst quer über den Globus bis nach Deutschland. Wagen Sie mit dieser Biografie-Ausstellung einen Perspektivwechsel, begeben auch Sie sich auf eine Reise und lassen Sie sich bewegen.

Büro für interkulturelle Angelegenheiten

## Migration beginnt nicht erst im 20. Jahrhundert – sie ist so alt wie die Menschheit

Bereits die ersten Ackerbauern an Main und Kinzig, die vor mehr als 7000 Jahren hier lebten und deren Spuren man bei Ausgrabungen an vielen Stellen findet, waren Fremde. Ihre ursprüngliche Heimat war Südosteuropa bzw. der vordere Orient, wie genetische Untersuchungen gezeigt haben. Zuwanderin war auch ein keltisches Mädchen, deren Grab man vor 100 Jahren bei Hammersbach entdeckte und welches dort um 300 v. Chr. bestattet wurde. Ihr hier unüblicher Schmuck verrät eine Herkunft aus Südbayern oder Tschechien. Vermutlich war sie mit ihrer Familie in der Hoffnung auf ein besseres Leben ins Rhein-Main-Gebiet gekommen.

Wie mag sich die Familie des Flavius Antiochus, Kommandant des römischen Kastells von Großkrotzenburg, gefühlt haben, deren Heimat im heutigen Israel war, wie uns durch eine Inschrift aus dem Jahr 211 n. Chr. überliefert ist. Völlig fremd war das Leben hier vielleicht nicht. Denn bereits im nahe gelegenen Friedberg waren in römischer Zeit 1000 Soldaten mit ihren Familien aus dem heutigen Syrien stationiert.

Von vielen Migranten kennen wir weder Namen noch Schicksal, da der Schriftgebrauch nur wenigen Menschen vorbehalten war. Erst mit Beginn der Neuzeit vor 500 Jahren fließen die Quellen wieder reichhaltiger. Jedoch berichten sie auch von Lebenswegen, die keineswegs erfreulich sind. So sind aus Hanauer Kirchbüchern die

Taufen mehrerer Personen muslimischen Glaubens, Frauen und Kinder, überliefert, die im Rahmen der so genannten Türkenkriege im 17. Jahrhundert als Kriegsgefangene in unsere Region verschleppt wurden. Ein besonderes Schicksal hatte eine Frau, die ursprünglich in Indonesien um 1750 geboren wurde, als junges Mädchen geraubt und versklavt wurde und zunächst auf eine Plantage in die Karibik kam. Der Aufseher dort stammte aus Niedermittlau und nahm sie bei seiner Rückkehr in die Heimat mit. Und wie mag sich das aus der Ukraine verschleppte Mädchen gefühlt haben, das während des Zweiten Weltkrieges hier vor Ort Zwangsarbeit leisten musste, woran der „Stolperstein“ vor dem Main-Kinzig-Forum erinnert?

Der Blick zurück zeigt aber auch Erfolgsgeschichten. So gründeten 1699 28 Familien Waldensberg, nachdem sie aus Frankreich wegen ihres protestantischen Glaubens fliehen mussten. Der Graf von Ysenburg ließ sie auf seinem Land siedeln, da die „Waldenser“ das einträgliche Handwerk der Strumpfwirkerei mitbrachten. Auch die große Herausforderung der Integration der zwischen 1947 und 1949 im Altkreis Gelnhausen angekommenen Flüchtlinge und Vertriebenen, von denen viele zuerst in provisorische Lager wie der Wegscheide Bad Orb oder Mottgers gebracht worden waren, gelang.

Die Geschichte zeigt uns, dass Migration und Integration zu unserem Leben gehören und uns immer wieder vor Herausforderungen stellen. Üben wir uns weiter darin, die Vielfalt als einen besonderen Reichtum zu erfahren und so eine produktive Auseinandersetzung mit dem Thema Vertreibung, Flucht, Asyl und neue Heimat zu erwirken.

Claus Bergmann & Christie Raedler



## EVI | OSTPREUSSEN

### „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“



Mein Name ist Evi, ich bin verheiratet und habe 4 Kinder. 1932 bin ich in Skitten, Ostpreußen, geboren und lebte dort mit meinen Eltern und vier Geschwistern. Wir hatten einen großen landwirtschaftlichen Betrieb und unsere Eltern förderten uns Kinder stets, um in die höhere Schule zu gehen. Bis zum Zweiten Weltkrieg hatten wir wirklich ein sehr schönes Leben, doch dann änderte sich schlagartig alles.

Im Januar 1945 hörten wir bereits die „Stalinorgel“, als wir endlich fliehen durften – vorher hatte die NSDAP es nicht erlaubt. Bei Schnee und  $-20^{\circ}\text{C}$  machten wir uns auf den Weg. Die Straßen waren von den vielen Flüchtlingen und Soldaten total verstopft. Nach ca. 20 Kilometern ging es dann nicht mehr weiter, die Rote Armee hatte bereits die Front durchbrochen und plötzlich waren sie da und es wurde geschossen. Als die Kampftruppe da war, nahmen sie uns alles ab, unsere Uhren, die Stiefel und unsere Wagen. Danach mussten wir zu Fuß wieder in unser Heimatdorf gehen. Die erste Nacht haben wir dann bei Bekannten auf dem Wagen geschlafen, da haben die Soldaten nachts schon nach den Mädchen gesucht und sie vergewaltigt. Unsere Hausmädchen und meine ältere Schwester haben sich dann die Haare mit Mehl gepudert und Kopftücher angezogen, damit sie alt aussehen und in Ruhe gelassen werden.

Als wir wieder in Skitten waren, wurden wir direkt vor unserem Haus abgepasst.

Meinen Vater und Bruder haben sie gleich aussortiert und mitgenommen. Sie kamen erst nach Bartenstein ins Gefängnis zum Verhör, danach wurden sie an die Grenze gebracht, wo man sie in einen Waggon lud und nach Russland zum Arbeiten schickte. Da unser Haus von der Staatspolizei besetzt war, nahmen uns Bekannte auf. Meine ältere Schwester wurde kurz danach verschleppt und nach Turkmenistan gebracht. Von einer Heimkehrerin wissen wir, dass sie dort krank wurde und beim späteren Rücktransport starb. Sie wurde dann einfach aus dem Zug hinausgeworfen. Ein Rückkehrer berichtete uns später, dass mein Vater im Ural in einem Bergwerk starb. Von dem Schicksal meines Bruders wissen wir bis heute nichts.

Unterdessen lebten wir in Skitten in ständiger Angst, körperlich und geistig geschwächt – auch vom Hunger. Singen und Beten war unser einziger Trost, unsere einzige Hoffnung. Meistens wurde damals nicht lange gefackelt, wenn den Soldaten etwas nicht gepasst hat, wurden die Leute direkt erschossen. Im August 1945 zogen dann die russischen Soldaten ab und es kamen die Polen. Wir wussten nicht, dass der Krieg zu Ende war. Wir wurden ja nicht ernst genommen in dieser Zeit. Kinder durften nicht in die Schule und wir mussten umsonst arbeiten. Meine Mutter hat natürlich auch sehr um ihren Mann und die zwei ältesten Kinder getrauert. Das war schlimm, da hat uns keiner geholfen.



Meine Cousine und ich können uns beide bis heute nicht mehr an Weihnachten 1945 erinnern, so sehr waren wir von den ganzen Strapazen, der Angst und dem Hunger geschwächt. Wir waren ja nur aufs Überleben konzentriert.

Im Oktober 1946 kam ich gerade vom Kartoffelfeld, da hieß es plötzlich: ihr seid Deutsche, ihr müsst raus! Ich konnte mir nicht mal mehr die Hände waschen. Die Polizei brachte uns dann zum Bahnhof und wir wurden in einen Waggon geladen. Wir hatten schreckliche Angst, denn wir wussten ja nicht, was mit uns passieren wird. Keiner sagte uns etwas. Wir dachten, sie bringen uns womöglich noch nach Russland. Ich weiß noch, da hatten wir für sieben Personen ein schmales Brot als Proviant. Meine Mutter hatte zum Glück noch ein paar Mark versteckt und in den Saum ihres Mantels genäht. Wenn der Zug hielt, kamen die Polen und haben uns Brot und Gemüse verkauft. Wir hatten sehr viel Hunger.

Doch wir hatten Glück im Unglück: sie brachten uns nicht nach Russland, sondern in die DDR nach Bitterfeld. Dort wurden wir erst in einem Lager entlastet und dann auf die Dörfer verteilt. Meine Mutter und ich arbeiteten dann in einer der Fabriken. Ein Cousin meines Vaters lebte in Frankfurt am Main und hatte zu dieser Zeit Kontakt mit uns aufgenommen. Er wollte uns gerne zu sich holen, aber legal war das nicht möglich. Eines Tages sagte er dann zu uns, „dann kommt ihr eben schwarz zu mir“. Er hatte dann bei Wernigerode eine Grenzgängerin ausgemacht und ihr Geld gegeben, damit sie uns zur Flucht verhilft – das war 1950. Ganz still und heimlich sind wir zu ihr gefahren. Doch es stellte sich heraus, dass es eine Schwindlerin

war, die uns direkt dem russischen Posten in die Hände führte. Nachdem sie uns in einen Keller gesperrt und verhört hatten, konnten wir wieder gehen. Wir wollten aber nicht zurück, sondern endlich wieder normal leben. Meine Mutter hatte noch 100 Ostmark und ging damit in ein Gasthaus, das in der russischen Besatzungszone von einem Deutschen geführt wurde. Das war gefährlich, weil man nicht genau wusste, wie der Wirt eingestellt war. Er sagte ihr dann, er kenne eine Frau, die für Geld Leute in den Westen bringt. In der Dunkelheit sind wir dann zu ihr und sie führte uns zu einem lehmigen Hang. Unter schrecklicher Angst kletterten wir in die Freiheit, in den Westen. Nun hatten wir es also geschafft.

Endlich in Frankfurt habe ich dann in einer Schuhfabrik im Büro gearbeitet. Abends ging ich noch auf ein Gymnasium und habe mich weitergebildet. In den 1950er Jahren gab es in Frankfurt eine Gruppe der Vertriebenen, die Deutsche Jugend des Ostens, worüber ich auch meinen Mann kennenlernte. Letztes Jahr hatten wir bereits unseren 60. Hochzeitstag. Die Angst hat mich mein ganzes Leben lang verfolgt. Bis heute ist sie mir nicht verloren gegangen. Ich weiß noch, als ich meinen Mann kennenlernte, da sind wir spazieren gegangen und sobald etwas geraschelt hat, da habe ich immer jemand hinter mir vermutet, der mich verfolgt. Aber der Glaube an Gott hat mir immer viel Kraft gegeben, denn: „der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“. Rückblickend muss ich sagen, dass wir viel Schreckliches erlebt haben, aber es hätte auch noch schlimmer kommen können. Trotz allem: vergeben ist möglich, vergessen aber nicht.

## FLUCHT UND VERTREIBUNG Deutsche Vertriebene im Zweiten Weltkrieg

Mehr als 17 Millionen Deutsche lebten vor Kriegsende 1945 auf dem heutigen Gebiet von Polen, den baltischen Staaten, Ungarn, Tschechien, der Slowakei, Jugoslawien und Rumänien. Schon während des Zweiten Weltkriegs begann eine Zwangsmigration. Der Hass, den Hitlers Vernichtungsfeldzug ausgelöst hat, schlug sich auf die Deutschen in den Ostprovinzen zurück. Vor allem Frauen galten den Soldaten als legitime Beute. Schätzungsweise 1,4 Millionen Frauen wurden in den Nachkriegsjahren vergewaltigt, rund zwei Millionen Menschen starben auf der Flucht durch Erschöpfung, Gewalt, Erfrierungen, Hunger und Krankheit.

Etwa 14 Millionen Menschen deutscher Nationalität, Abstammung und Muttersprache wurden spätestens nach Kriegsende gezwungen, ihre Heimat in den deutschen Ostgebieten zu verlassen, die meisten kamen aus Schlesien (3,3 Millionen), dem Sudetenland (2,9 Mio.) und Ostpreußen (2,0 Mio.). Im Mutterland Deutschland waren sie jedoch häufig nicht willkommen und stießen auf Vorurteile. „Die Flüchtlinge fressen sich dick und fett und stehlen uns unser letztes Bett“, hieß es damals häufig.

### Ostpreußen

Die preußische Provinz Ostpreußen war von 1871 bis 1945 der östlichste Landesteil Deutschlands. Als Grenzgebiet geriet Ostpreußen immer wieder zwischen die Fronten. Nach dem Ersten Weltkrieg 1918 wurden große Teile Westpreußens, Danzig,

die ostpreußische Stadt Soldau und das Memelgebiet vom Deutschen Reich abgetrennt und dem polnischen Staat übertragen.

Während des Zweiten Weltkriegs drang die russische Armee 1944 bis an die deutsche Ostgrenze vor. Die deutsche Bevölkerung musste mit der Besetzung durch die russische Armee fliehen: Im Januar 1945 flohen von 2,6 Millionen Einwohnern mehr als 1,4 Millionen Menschen. Mehr als 300.000 Menschen kamen bei der Flucht aus Ostpreußen ums Leben.

### Sudetenland

Als Sudetenland wird das Gebiet entlang der ehemaligen Grenze Tschechoslowakei zu Deutschland sowie Österreich bezeichnet. Neben den Tschechen und Slowaken bildeten die deutschsprachigen Einwohner die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe im Vielvölkerstaat Tschechoslowakische Republik (ČSR).

Die Provinz Sudetenland wurde 1918 als eigenständiges Land in der zerfallenden Österreichisch-Ungarischen Monarchie begründet. Mit der Gründung der Provinz wollten die in Böhmen, Mähren und Schlesien lebenden Deutschen die Einverleibung in die neugegründete Tschechoslowakische Republik verhindern, ebenso durch die Konstituierung der Sudetendeutschen als Volksgruppe in den Folgejahren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Deutsche aus der Tschechoslowakei organisiert ausgewiesen. Schon davor waren Hunderttausende Opfer von wilder Vertreibung und Gewalt geworden. Insgesamt verloren infolge des Zweiten Weltkriegs mehr als 3 Millionen Sudetendeutsche ihre Heimat in der ehemaligen Tschechoslowakei.



## RENATA | OSTPREUSSEN

### „Die Medaille hat immer zwei Seiten“



Ich heiße Renata, bin 80 Jahre alt und wurde in Bartenstein, in Ostpreußen, geboren. Als die russische Armee im Februar 1945 die Stadt erreichte, waren bereits viele Teile der Stadt zerbombt und die Brücken gesprengt. Mit unserem Pferdegespann konnten meine Eltern mit uns vier Kindern und dem Hausmädchen aber zum Glück noch über den zugefrorenen Fluss fliehen. Dann gerieten wir unter Granatbeschuss, wobei meine Eltern und meine Schwester verwundet wurden, unser Hausmädchen kam dabei ums Leben. Die Pferde musste mein Vater erschießen. Ich war damals noch ein Kind. Erst viel später, als ich mich mit dieser Zeit beschäftigte, fiel mir auf, dass die Eltern unseres Hausmädchens wohl niemals vom Tod ihrer Tochter erfahren haben.

Wir schlossen uns dann mit einem Hand-schlitten, einen Tag danach, dem immer noch ziehenden Treck bis nach Wilkersdorf an, wo wir in der Dorfschule Obdach fanden. Durch seine Verletzungen bekam mein Vater eine Sepsis und wurde ins Lazarett mitgenommen, wo er aber nie ankam. Weil er einem Offizier seine Stiefel nicht geben wollte, wurde er auf dem Weg dorthin erschossen. Bis heute weiß ich nicht, wo seine Gebeine liegen. Ein Menschenleben war zu dieser Zeit weniger wert als nichts.

Nicht weit von unserem Quartier in der Schule gab es einen Gutshof, auf dem die russischen Truppen hausten. Wir hatten Glück, denn sie waren freundlich zu uns.

Ich kann mich noch erinnern, wie toll meine Mutter Sopran singen konnte und auf einer Mundharmonika spielte. Als das der Kommandant mitbekam, mussten wir auf Befehl zum Singen kommen. Auch meine Ähnlichkeit mit seiner Tochter brachte uns so manche Vorteile. Wir lebten aber trotzdem in ständiger Angst. Heimlich lauschten wir den Gesängen der russischen Soldaten. Musik, die für uns fremd und manchmal ungestüm klang, eroberte unsere Herzen. Ich liebe die russische Musik noch heute. Dann kamen andere Truppen und es änderte sich alles.

Meine ältere Schwester, die damals 14 Jahre alt war, hatten wir zum Schutz vor Vergewaltigungen auf einen Jungen getrimmt. Die Haare wurden abgeschnitten, die Haut etwas mit Asche geschwärzt und sie musste Hosen tragen. Doch der neue Kommandant durchschaute das Spiel. Dass der Krieg zu Ende war, wussten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Wir bekamen sehr große Angst und meine Mutter beschloss, mit uns heimlich wieder nach Bartenstein zurückzukehren.

Wir konnten nicht in unser altes Haus zurück und mussten woanders zwei Zimmer beziehen. Der Zustand der Zimmer war grauenhaft, alles war vernichtet und die anderen Bewohner im Haus hatten diese Räume wohl vorher als Toilette benutzt. Gerade die Zeit nach dem Krieg war für uns die Schlimmste, ohne Vater und keinem, der für uns sorgen konnte. Meine Mutter war schwer herzkrank und hatte Verlet-



zungen durch Granatsplitter, weshalb sie nicht in der Lage war zu arbeiten. Meine ältere Schwester sorgte dann zunächst für uns, bis sie nach Russland verschleppt wurde. Nach drei Jahren gelang ihr zum Glück die Flucht und sie kehrte heim. Die ersten zwei Jahre nach Kriegsende waren vor allem von Hunger, Entbehrungen und Entwurzelungen geprägt.

Bartenstein, heute Bartoszyce, wurde dann ein Teil des heutigen Polens. Alle Orte erhielten polnische Namen. Die deutsche Sprache wurde verboten und wir mussten die polnische Staatsbürgerschaft annehmen. Nun waren wir auf dem Papier keine Deutschen mehr. Ein Großteil der Deutschen wurde dann aus der neuen Republik Polen vertrieben. Meiner Mutter ging es aber gesundheitlich so schlecht, dass wir bleiben mussten. Jeder, der überleben wollte, musste die polnische Sprache lernen und beherrschen.

Ich wurde in Polen eingeschult und lernte die neue Sprache so gut, dass keiner dachte, ich sei Deutsche. Als ich 1952 die Grundschule beendete, war mir der Weg aufs Gymnasium leider versperrt geblieben, weil ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht das dreizehnte Lebensjahr vollendet hatte. Vielleicht aber auch, weil ich eine Deutsche war. Ich begann dann eine Ausbildung zur Damenschneiderin und 1955 fing ich an, als Näherin in einem Textilbetrieb zu arbeiten. Nach drei Jahren Ausbildung musste ich dann, tagein, tagaus, Knopflöcher nähen. An dieser stupiden Arbeit konnte ich keinen Gefallen finden, weshalb ich die Arbeitsstelle wechselte und Verkäuferin wurde. Tagsüber stand ich im Laden und in den Abendstunden machte ich meine zweite Ausbildung zur Kauffrau. Das forderte mir sehr viel Disziplin und

Durchhaltevermögen ab.

Währenddessen konnten Deutsche einen Antrag auf Ausreise nach Deutschland stellen. Die nötigen Papiere besorgte meine Tante, die in West-Berlin lebte. Im Jahr 1961, erst nach dem dritten Versuch, erhielten wir endlich die Ausreisegenehmigung. Dann kamen wir in die Erstaufnahmeeinrichtung Friedland, da war ich 21 Jahre alt. Nach West-Berlin konnten wir schließlich doch nicht, da herrschte Aufnahmesperre. Da weitere Geschwister meiner Mutter in Hessen lebten, wurde Wächtersbach zunächst unsere Heimat. Das Schlimmste war, als sie in Friedland zu mir sagten, dass meine kaufmännische Ausbildung und meine Zeugnisse in Deutschland nicht anerkannt werden. Ich musste wieder bei null anfangen, aber Verzweiflung kam bei mir nicht auf, denn ich sagte mir „gelernt ist gelernt und ich habe zwei Berufe, die auch in Deutschland gefragt sind“.

Ich hatte in Deutschland nie das Gefühl, dass mich die Menschen als Polin sehen. Ich wurde gleich als Deutsche akzeptiert. Anfangs hatte ich natürlich ein schweres Herz, da alle meine Freunde in Polen waren. Aber dann habe ich meinen Mann kennengelernt. Wir heirateten 1962 und unser Sohn kam 1966 zur Welt. Niedermittlau wurde mein zweites Zuhause, hier lebe ich gerne. Ich hatte in meinem Leben fast immer das Glück auf meiner Seite und habe das Beste daraus gemacht. Das Leben ist wie eine Medaille. Ein Dilemma ist vielleicht negativ, aber es kann sich zum Positiven wenden, wenn man die Medaille dreht.



Denkmal zur Erinnerung an die Flüchtlingstrecks, den Leidensweg, aus Ost- und Westpreussen sowie Pommern

## Der „Treck“ der Ostpreußen

Im Winter 1944/45 starteten die ersten Flüchtlingstrecks vor der russischen Front, unter anderem in Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Schlesien sowie dem Sudetenland. Von 2,6 Millionen Einwohnern Ostpreußens begaben sich 1,4 Millionen auf die Flucht in Richtung Westen. Durch Erschöpfung, Krankheit und schlechte Versorgung waren Menschen und Tiere überfordert. Mindestens zwei Millionen Menschen starben. Wagen an Wagen, gezogen von den Trakehner-Pferden, flohen die Menschen in einem gemeinsamen Treck vor der Roten Armee, berichtet Renata Gogné in ihrem Artikel über das Treckdenkmal in Gelnhausen.

Das 1988 errichtete Denkmal an der Gelnhäuser Müllerwiese erinnert an die tragische Flucht der Menschen aus den ehemaligen Ostprovinzen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs. „Der Leidensweg von Mensch und Kreatur bleibt unvergessen“, lautet ein Teil der Inschrift des Denkmals. Viele Ostpreußen hofften nach dem Krieg, wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können, doch das Gegenteil kam auf die Menschen zu. Ostpreußen wurde zwischen den Siegermächten aufgeteilt und es gab keine Wiederkehr.



## IRMGARD | SUDETENLAND

„Ich blicke mit ganz viel Liebe zurück“



Mein Name ist Irmgard und ich bin 99 Jahre alt. Geboren wurde ich im Egerland, in der Stadt Tachau, was heute zu Tschechien zählt. Dort wuchs ich mit meinen Eltern und Großeltern auf. Geschwister habe ich keine. Meine Eltern waren verhältnismäßig alt, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter hat sieben Jahre auf meinen Vater gewartet, der in Kriegsgefangenschaft war. Als ich auf die Welt kam, war sie 33 Jahre alt. Mit 49 Jahren verstarb sie, kurz bevor der Zweite Weltkrieg ausbrach.

Das Leben in Tachau war schön und bescheiden. Wir hatten keine Straßenbahn, wir hatten keinen Bus und keine Autos. Von Ort zu Ort kamen wir zu Fuß. Unsere Stadt war auf zwei Hügeln gebaut, mein Elternhaus war im nördlichen Hügel, die Stadt in der Mitte und das Dorf war auf dem anderen Hügel. Ich habe damals die Lehrera Akademie besucht und war eine junge Lehrerin. Meine Stelle war in einem Dorf und ich musste erst quer durch die Stadt laufen und dann weiter auf das bergige Umland. Zwei Stunden hat das gedauert und wehe es fiel Neuschnee, da musste man in Spuren treten, um weiterzugelangen; das war so anstrengend, das kann man sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen. Welcher junge Lehrer würde das heute noch machen?

Mittlerweile ist das alles viel einfacher; die Leute wissen nicht, welchen Luxus sie haben und genießen es auch gar nicht. Abends, nach meiner Ankunft im Dorf, habe ich dann zusammen mit den Bau-

ern gesessen und gegessen. Jeden Abend das Gleiche: ein Stück Wurst, mehr gab es nicht. An zwei Tagen in der Woche war ich dann auch zu Hause. Als ich daheim war, war das ein Fest, wir hatten zwar nichts zu essen, aber wir waren beisammen. Das war immer das Wichtigste.

Ich habe meine Stelle in der Dorfschule sehr geliebt, auch wenn es manchmal sehr anstrengend war. Es war eine Dorfschule und alle Schüler waren in einer Klasse versammelt, vom 1. bis zum 8. Schuljahr. Ich musste eine Stunde in vier Abschnitte teilen: Mit den Kleinen machte ich das ABC und habe Lesen gelernt, mit den anderen Mathematik und mit den ganz Großen Geschichte aus der ganzen Welt. Aber durch die Hitlerzeit war das nicht so viel, was ich hätte erzählen können, weil nichts außer ‚Hitler‘ gelehrt werden durfte, nur er war der Große.

Meinen Mann lernte ich ebenso in Tachau kennen, er war damals mein Spielkamerad. Seine Schwester war von ganz klein auf meine Freundin. Meine zukünftige Schwiegermutter hat mich nach der Schule oft zu sich eingeladen und dann bin ich als Kind mit meiner Freundin zu ihr in den Obstgarten gelaufen. Die hatten im Garten so wunderbare Birnen, Williams Christ und ganz viele Äpfel. Was war das für eine schöne Zeit. Im Garten waren auch ein Bienenhaus und ebenso ein Möbelstück, das hat es in ganz Tachau nur einmal gegeben. Das kenn ich auch gar nicht mehr, dass sowas gebaut wird: Da war eine Fläche aus Holz an einer



beweglichen Schaukel befestigt und auf der Fläche stand der Kaffeetisch und zwei Bänke. Dann haben wir auf dieser beweglichen Schaukel Kaffee getrunken, das war himmlisch. Die Leute haben am Zaun gestanden und uns zugeschaut. Das war ein Holztisch, schön gedeckt, es war eine wunderbare Zeit.

Ich erinnere mich auch daran, als in Tachau die ersten Bomben fielen. Am 14. Januar 1945 zur Mittagszeit. Die Schule war gerade zu Ende und ich habe die Kinder rausgelassen. Auf einmal hörten wir die Bomben, im sechs oder sieben Kilometer entfernten Tachau. Ich habe die Kinder schnell heimgeschickt und wollte so schnell wie möglich zu meinem Vater und meinen Großeltern. Fast eineinhalb Stunden lief ich und traf sie dann zu Hause an. Das war eine ganz furchtbare Situation. Ich war noch so jung, gerade einmal 22 Jahre alt. Mit einem Angriff wurde so ungeheuerlich viel beschädigt und es gab unzählige Tote. Es war fürchterlich.

Nach dem Krieg, 1946, sind wir dann aus Tachau ausgesiedelt worden. In einem Lastzug sind meine Großmutter, mein Vater und ich geflohen. Mein Opa verstarb kurz vor unserer Aussiedlung. Gemeinsam mit 18 weiteren Personen saßen wir in diesem Waggon auf unseren Koffern. Die Tür wurde zugeschlossen und wir konnten nur durch einen kleinen Schlitz rausschauen. Es war eine qualvolle Reise. Schließlich kamen wir in Lauf bei Nürnberg an. Wir mussten alle aus dem Waggon und wurden erst einmal entlaust. Mithilfe von irgendwelchen übel riechenden Mitteln wurde auch der ganze Zug entlaust. Sie sind uns durch die Haare gegangen und haben uns untersucht. Wir waren schließlich der arme Teil der Gesellschaft. Wir

wussten nicht, wie uns geschieht. Das waren Zeiten, die man sich jetzt gar nicht mehr vorstellen kann.

Danach kamen wir im Frühjahr 1947 direkt nach Hanau-Großauheim. Dort wussten wir auch erstmal nicht wohin, da alles kaputt war. Nach vier Wochen Barackenleben wurde uns eine Wohnung zugeteilt. Wir sollten uns zu einer bestimmten Uhrzeit bei einer Familie melden, aber das Tor war zu. Dann kam ein Mädchen, sie hieß Inge und war 14 Jahre alt. Sie hat mir einen Apfel gegeben, das war so wunderbar, da wir nichts hatten. Ich erinnere mich immer noch an Inge, als wäre es gestern gewesen. Schließlich kamen wir zu dritt in eine kleine Dachwohnung ohne fließendes Wasser und Abfluss. Ich war ständig im zweiten Stock mit Kannen unterwegs, rauf und runter. Das war ein ganz schlimmer Anfang für uns. Auch wenn ich einen Teil meiner Familie bei mir hatte, habe ich mich am Anfang in Hanau sehr alleine und einsam gefühlt. Als mein Mann schließlich drei Monate später auch nach Hanau kam, wurde die Wohnung sehr eng, weshalb mein Mann und ich in eine andere Wohnung in Großauheim zogen. Die Arbeitsstelle meines Mannes im Magistrat der Stadt Frankfurt verhalf uns dann zu ein wenig mehr Geld, jedoch mussten wir immer noch sehr sparsam leben.

Ich wollte natürlich wieder als Lehrerin arbeiten und musste mich dafür im Schulamt melden, das damals noch in Kesselstadt war. Dafür habe ich mir ein Rad geborgt und dachte, dass ich damit nach Kesselstadt komme. Aber es ging nicht, da der gesamte Weg zerbombt war. Letztlich habe ich das Rad die längste Zeit auf den Schultern getragen. Die Nürnberger Straße war ein Trümmerfeld, rauf und runter,

nur ein Trampelpfad, das kann man sich nicht mehr vorstellen. Wenn ich jetzt so die Prachtbauten und die Schaufenster sehe, bin ich jedes Mal erstaunt. Es war damals so ein armseliger Anblick, aber die Hanauer haben es geschafft, die Stadt wieder aufzubauen.

Ich habe in Auheim in unserer Wohnung zwei Kinder zur Welt gebracht, eine Tochter und einen Sohn. Die Lebensumstände waren damals jedoch ganz anders als heute. Meine Tochter wurde nur sieben Monate und verstarb an einer schlimmen Lungenkrankheit, die wahrscheinlich dadurch verursacht war, dass sie dem ständigen Zigarettenrauch meines Mannes ausgesetzt war. Ich wusste damals noch nicht, wie schädlich das war. Hätte ich das gewusst, wäre ich mit meiner Tochter woanders hingegangen. Ich hätte sie da rausgenommen und ihr das niemals angetan. Sie war ein wunderschönes Mädchen, mit Grübchen. Sie hieß Gerlinde. Mein Gerlindchen war noch so klein als sie ging. Mein Sohn kam zwei Jahre später, 1949, auf die Welt. Ich war diesmal sehr vorsichtig und tat alles mir Mögliche, um ihn zu schützen. Ich verbrachte mit ihm viel Zeit draußen und lüftete oft die Wohnung. Mein Sohn wusste vom Schicksal seiner kleinen Schwester und war ein ganz schlauer Junge. Wenn mein Mann im Wohnzimmer rauchte, versteckte er sich unter dem Tisch, um den Rauch nicht einzuatmen; ebenso spielte er ganz viel draußen. Ich bin froh, dass wir diese schwierige Zeit der Trauer und des Hungers überlebt haben. Ich erinnere mich, dass ich in einen Laib Brot die Portionen eingeritzt habe und niemand mehr bekommen konnte, als eingeplant war.

Trotz all der Hürden und Probleme muss ich aber sagen, dass ich in Großauheim sehr gut aufgenommen wurde. Natürlich gab es einige, die uns „Kartoffelkäfer“ nannten, es sind auch andere schlechte Worte gefallen, aber als sie merkten, dass wir was können und dass wir die Gesellschaft mit unserem Können und unserem Wissen bereichern können, entstanden tiefe Freundschaften, an die ich mich heute noch gerne zurückerinnere.

Erst mit 98 Jahren kam ich in ein Altenzentrum und fühle mich dort sehr gut aufgehoben. Ich bekomme heute noch viel Besuch von meinem Sohn und auch von meinen damaligen Schülern, die nun auch schon 70 oder 80 Jahre alt sind.

Mit 99 Jahren kann ich bestimmt noch viel mehr erzählen, von guten und schlechten Zeiten. Aber in meinen Gedanken sind diese Zeiten in einer schönen Hülle. Ich denke an mein Leben mit viel Liebe zurück und bin sehr stolz auf mich, dass ich es geschafft habe. Das Wichtigste war für mich immer, nichts Unrechtes zu tun und das Leben zu nehmen, wie es eben kommt.





## KAREN | DÄNEMARK

„...dann singe ich  
dänische Lieder, dann  
bin ich zu Hause.“



Mein Name ist Karen und ich bin 1950 im Norden Dänemarks geboren. Dort lebte ich mit meinen Eltern und zwei Schwestern bis ich 17 war. Dann zog es mich in eine größere Stadt: Aarhus. Dort habe ich mein Abitur gemacht. Die 68er prägen mich heute noch. Ich denke gerne mit etwas Nostalgie an die Jazz-Clubs zurück und an das Leben mit einer offenen Denkweise.

Nachdem ich mein Abitur abgeschlossen habe, ging ich als Au-Pair nach Deutschland. Ich wollte mehr von der Welt sehen. Zu dieser Zeit konnte ich nur ein bisschen Deutsch sprechen. Bei meiner Gastfamilie lernte ich über das Fernsehen mehr Deutsch als durch sie. Ich hatte keine gute Zeit bei ihnen und wollte nicht bleiben, aber auch nicht zurück nach Dänemark. Als ich weinend meine Eltern anrief, meinte meine Mutter, ich soll wieder nach Hause kommen. Mein Vater aber sagte am Telefon zu mir: „es gibt zwei Arten mit Problemen umzugehen: man kann unter dem Zaun kriechen oder darüber klettern, da wird man zwar etwas verkratzt, aber man hat auch etwas gelernt“. Ich hätte heimgehen können, aber mein Vater sollte nicht denken, ich sei schwach. Also blieb ich in Deutschland und lernte meinen Ex-Mann hier kennen. Er studierte Ingenieurwesen und ich fand einen Job als Hausangestellte bei einer netten Familie. Nach dem Jahr in Deutschland ging ich wie geplant mit 21 Jahren wieder zurück nach Dänemark, um dort mein Studium zu beginnen; mein Mann folgte mir.

Mein Mann fand in Dänemark als Ingenieur keine Anstellung und so zogen wir wieder nach Deutschland. Vorher hatten wir geheiratet, weil ich den ganzen Behörden-gängen nicht mehr ausgesetzt sein wollte. Ich begann ein Studium in Deutschland, aber kurzer darauf musste mein Mann für längere Zeit nach Übersee zum Arbeiten. Ich wollte nicht alleine in Deutschland bleiben, also folgte ich ihm. Dann kamen unsere Kinder auf die Welt und einige Umzüge mehr. Ich bin ungefähr zwanzig Mal umgezogen in meinem Leben. Mittlerweile lebe ich seit 30 Jahren in Langenselbold, wo ich eine Yoga-Schule habe. Nach der Scheidung von meinem Mann bin ich hiergeblieben und habe mir mein eigenes Leben aufgebaut.

Natürlich ist noch einen Teil meines Herzens in Dänemark. Ich fahre jedes Jahr hin. Das ist Heimat, nicht so sehr die Menschen, sondern die Orte am Meer und Fjord. Ich gehe an der Stelle schwimmen, an der ich als Kind schon im Wasser war. Dort kenne ich jeden Stein, den Geschmack vom Fjord, vom Salzwasser und lausche den Schreien der Möwen. Oder ich gehe in den Wald und suche Pilze, dann singe ich dänische Lieder, dann bin ich zu Hause. Meine Erfahrungen mit verschiedenen Ländern und ihren Kulturen und Menschen haben mir gezeigt, dass es überall Menschen gibt, die sehr unzufrieden und überkritisch sind und auch viele, die dankbar und zufrieden sind. Ich versuche zu den Letzteren zu gehören.



## CICILY | INDIEN

„...und da haben wir uns verliebt.“



Ich heiße Cicily und bin 60 Jahre alt. Geboren wurde ich in Kerala in Südindien. Dort lebte ich zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern. Aufgrund der guten finanziellen Situation meiner Eltern konnte ich die Schule besuchen, ihnen war Bildung sehr wichtig. Ich absolvierte dort meinen Hochschulabschluss. Das ist für Jugendliche in Kerala nicht üblich, es gibt dort keine Schulpflicht.

1980 bin ich nach Deutschland zu dort lebenden Tanten gezogen. Während ihrer Besuche in Indien erzählten sie uns immer, wie schön es in Deutschland sei. Das weckte meine Neugier. Eine meiner Tanten war Ärztin und verhalf mir zu einem freiwilligen sozialen Jahr im Krankenhaus. Dort lernte ich auch Deutsch sprechen. Meine Tanten waren Nonnen und somit konnte ich eine Zeit lang auch im Kloster leben und erste Freundschaften schließen. Auch wenn ich es sehr gut hatte, war es anfangs in Deutschland schwer für mich. Ich hatte meine Familie nicht da, meine Eltern, meine Freunde. Die deutsche Kultur und das Leben hier waren so ganz anders. Ein Jahr lang hatte ich nur Heimweh. Meine Eltern motivierten mich und sagten mir immer: „Beiß dich durch, du schaffst das!“ Es war nicht einfach, auch weil es zu der Zeit keine Handys gab. Ich konnte nur selten mit meinen Eltern sprechen.

Dann kam alles anders als gedacht. Mein Plan war, eine Ausbildung in Deutschland zu machen, dann wieder nach Indien zu gehen und zu heiraten. Während meiner

Ausbildung in einem Krankenhaus lernte ich meinen Mann kennen und da haben wir uns verliebt. Ich änderte meine Zukunftspläne. Ich glaube, hätte ich ihn nicht kennengelernt, wäre ich vermutlich nach Indien zurückgegangen. Doch ich blieb. Mein Leben war geprägt von schweren Jobs in der Gastronomie oder der Pflege. Als ich meine zwei Kinder bekam, unterstützte mich mein Mann bei der Suche nach einer neuen, leichteren Arbeit. Ich machte eine Friseurausbildung und eröffnete mit einer Freundin einen eigenen Laden. Ich hatte das Gefühl, dass mein Leben nun nicht mehr in der Planungsphase war, dass die Planung abgeschlossen sei, dass es leichter wird – bis mein Mann unerwartet verstarb.

Daraufhin war ich alleine mit meinen Kindern, ohne Vaterfigur, aber ich biss mich durch, so wie meine Eltern es mir rieten. Mittlerweile hat sich einiges verändert. Ich habe mich nach langer Zeit wieder verliebt, meine Eltern kann ich finanziell unterstützen. Ich liebe mein jetziges Leben und könnte mir eines in Indien nicht mehr vorstellen. Ich habe hier als Frau viele Freiheiten und kann mich entfalten. Deutschland ist nicht nur die Heimat meiner Kinder, sondern mittlerweile auch meine. Ich bin stolz auf meine Familie und mich. Wir haben uns alle weiterentwickelt und sind offener geworden. Am liebsten sind mir Tage, an denen die ganze Familie zusammenkommt und zusammen feiert. Wenn ich in Indien bin, freue ich mich auf mein Zuhause in Deutschland.





## ROYA | AFGHANISTAN

„Klar wird es schwierig,  
das ist ganz normal!“



Ich heiße Roya, bin 39 Jahre alt und wohne mit meinem Mann und meinen drei Kindern seit 15 Jahren in Deutschland. Geboren bin ich in Afghanistan. Mein Vater und mein Opa haben dort für die Regierung gearbeitet. Als die Taliban kamen, wurde es schwierig und wir mussten in den Iran fliehen, später nach Holland. Da musste ich direkt in die Schule gehen, wo die Anderen fließend niederländisch sprachen und ich nicht. Deshalb musste ich die Sprache schnell lernen. Für meine Eltern habe ich dann auch viel übersetzt. Dort habe ich meine Ausbildung als Stewardess gemacht. Für meine Eltern ist es immer wichtig gewesen, dass wir alle Diplome oder eine gute Ausbildung in der Richtung haben, die wir wollten. Wenn man 18 Jahre alt wurde, musste man zum Beispiel den Führerschein haben, das war Gesetz in der Familie.

Der Großteil meiner Familie lebt immer noch in Holland, nur ich wohne mittlerweile mit meiner Familie in Deutschland. In Holland sind die Leute sehr, sehr fröhlich. Hier eher kalt und zurückhaltend. Wenn man in Holland in ein Geschäft kommt, wird man als König oder Königin behandelt. Auch wegen meiner Arbeit haben sie gesagt, du musst immer ein Lächeln auf dem Gesicht haben. Am Flughafen am meisten, denn du bist die Visitenkarte für die Arbeit. Sonntags haben die Geschäfte auch offen in Den Haag. Hier in Deutschland schließen die Geschäfte früh.

In Deutschland habe ich angefangen als

Übersetzerin in der Ausländerbehörde des Main-Kinzig-Kreises zu arbeiten und bin jetzt auch für die Anmeldung zuständig. Wenn neue Flüchtlinge kommen, muss ich neue Akten anlegen und zuarbeiten. Ich bin mit meiner Arbeit sehr zufrieden. Um richtig in einem neuen Land anzukommen ist es wichtig, die Sprache zu lernen und eine sinnvolle Aufgabe, wie eine Arbeit oder ein Studium zu haben.

Ich bin ein glücklicher Mensch. Ein paar Wünsche gibt es immer, aber das Wichtigste ist die Gesundheit. Auch für meine Eltern. Die Versorgung muss man in Afghanistan privat bezahlen. Es gibt keine Krankenkasse oder sowas. Wenn jemand krank ist und sich das nicht leisten kann, hat er ein großes Problem. Ich bin froh, dass es hier so etwas gibt.

Man muss immer positiv in die Zukunft gucken. Also nicht sagen, ich schaff das nicht, ich kann das nicht. Klar wird es schwierig, das ist normal. Aber man muss es probieren.





## BERNADETTE | POLEN

### „... alles für meine Kinder ...“



Ich heiße Bernadette und bin 61 Jahre alt. Geboren wurde ich in Gleiwitz, in Oberschlesien. Aufgewachsen bin ich mit meinen Eltern, meiner Schwester und meiner Großmutter. In Gleiwitz habe ich nach der Grundschule eine Ausbildung zur Konditorin gemacht.

Meine Kindheit habe ich sehr schön in Erinnerung. Alle Kinder verbrachten ihr Leben draußen auf der Straße, man hat zusammen gespielt und wir sind irgendwie alle gemeinsam aufgewachsen. Wir haben immer ein großes Feuer gemacht und zusammen gegrillt, indem wir Kartoffeln oder Wurst an einen Stock befestigten und ins Feuer hielten. Es sind sehr schöne Erinnerungen.

Nichtsdestotrotz war das Leben auch gekennzeichnet von schwierigen und traurigen Momenten. Meine Schwester litt als Kind an Rückenproblemen und verbrachte viel Zeit im Sanatorium. Unsere Heiligabende gestalteten sich immer so, dass meine Mutter erst mit mir feierte und dann zu meiner Schwester fuhr, so dass sie nicht alleine war. Zu essen gab es damals nur Fisch, weil wir fasteten und durch die Kirche Fleisch an Heiligabend verboten war. Aber da Fleisch sehr teuer war, konnten wir uns auch nach Heiligabend lediglich eine Wurst leisten, die wir mit der gesamten Familie teilten. Während meine Mutter im Sanatorium war, blieb ich bei meiner Großmutter. Sie war die beste Omi auf der ganzen Welt. Trotz ihres Kummers versuchte sie ihr Bestes, unser Leben so

schön wie möglich zu gestalten. Mein Opa wurde damals in Russland in Gewahrsam genommen. Auch wenn meine Oma Schlesien damals hätte verlassen dürfen, blieb sie, weil sie darauf wartete, dass mein Opa aus Russland zurückkommt. Das tat er aber leider nie. Er starb letztlich in russischem Gewahrsam.

Ich weiß aus Erzählungen, dass es nach dem Krieg sowohl für meine Oma, aber auch für meine Mutter, sehr schwierige Zeiten waren. Das Leben änderte sich schlagartig. Sie mussten polnisch lernen, in der Schule bekamen sie Stockhiebe, falls sie deutsch redeten. Als ich geboren wurde und mit der Schule anfang, war es bereits normal, dass man ausschließlich polnisch sprach. Meine Mutter und Oma achteten aber auch sehr darauf, dass wir nicht deutsch sprechen, hauptsächlich weil sie nicht wollten, dass wir in der Schule durch dieselben Qualen wie sie gingen. Aber egal wie sehr wir uns anpassten, als Schlesier waren wir damals die sogenannten „Hitlerkinder“ und hatten kaum Möglichkeiten, beruflich zu wachsen. Hohe Positionen waren Schlesiern damals verwehrt, weil wir nun mal keine richtigen Polen waren. Natürlich kann man nicht alle Menschen über einen Kamm scheren, wir hatten auch viele polnische Freunde, aber in politischer und beruflicher Sicht hat man Unterschiede gespürt. Diese Situation beeinflusste auch mein Leben sehr stark. Wir lebten sehr arm und hatten nicht viel zu essen. Nur an Weihnachten bekamen wir ein paar

Orangen, wir hatten keine Bananen. Als Geschenke gab es Mützen oder Jacken, weil diese viel zu teuer waren, als dass man sie sich einfach so hätte leisten können. Boutiquen waren damals in Gleiwitz sehr selten und nur den Reichen vorbehalten. Wir kämpften alle sehr.

Ich beendete schließlich meine Ausbildung zur Konditorin, arbeitete jedoch nicht lange in diesem Beruf, weil meine Arbeitsstelle nicht in Gleiwitz war. Manchmal dauerte der Weg von Gleiwitz in das nächste Dorf mehrere Stunden, was es mir unmöglich machte, die Konditorinnenstelle zu behalten. Ich fing schließlich an, in einer Firma zu arbeiten, die Lebensmittel und Waren in die Geschäfte in der Umgebung verteilte. Dort war ich im Sekretariat als Telefonistin und habe die Arbeit sehr genossen.

1978 heiratete ich meinen damaligen Mann und bekam 1981 meinen ersten Sohn. Im selben Jahr wurde in Polen durch die kommunistische Regierung das Kriegrecht beschlossen. Zwei Jahre später kam mein zweiter Sohn zur Welt. In Gleiwitz war das Leben zu dieser Zeit sehr monoton und arm. Das Land war wirtschaftlich am Ende, die Arbeits- und Lebensbedingungen grauenvoll. Wir hatten nicht viel zu Essen und mussten für Fleisch weite Wege zurücklegen. Meine Kinder hatten kaum Milch zu trinken. Milch wurde damals aus Deutschland eingeführt und man bekam Lebensmittelkarten, auf denen stand, wie viel Nahrung wir für den ganzen Monat zur Verfügung hatten. Diese Karte wurde dann immer abgestempelt und man bekam nie mehr, als dort stand. Meine Familie und ich haben sehr unter diesen Umständen gelitten. Ich sah in Gleiwitz keine Zukunft und hatte sehr große Angst um meine Kinder, dabei habe ich immer nur versucht, ihnen

eine bessere und sichere Zukunft zu bieten.

Mein Mann kam schließlich 1983 nach Deutschland. Er stellte einen Antrag auf Gewährung eines Urlaubes und blieb dann einfach in Deutschland. So hatten wir das damals auch besprochen, weil wir unbedingt aus Gleiwitz rauswollten.

Nach seiner Ankunft in Deutschland versuchten sowohl er als auch ich für vier ganze Jahre eine Erlaubnis für meine Ausreise zu erhalten. Vier Jahre lang wurden meine Anträge abgelehnt. Teilweise wussten wir nicht, was mit meinem Antrag passiert war, weil wir nicht einmal Bescheid gesagt bekommen haben, dass der Antrag abgelehnt wurde. Ich musste immer wieder nachfragen, um jedes Mal die Antwort zu erhalten, dass er abgelehnt wurde. Es waren für mich unglaublich schwierige Zeiten. Ich war alleine und hatte zwei Kinder, meinen Mann durfte ich nicht besuchen. Einmal hatte mein Mann in dieser Zeit die Möglichkeit, die Kinder und mich zu sehen. Er reiste heimlich aus Deutschland nach Gleiwitz, versteckte sich unter einer Decke und durfte nicht erkannt werden, weil man ihn sonst in Polen eingesperrt hätte, schließlich ging er damals nur unter dem Vorwand, nach dem Urlaub zurückzukehren. Ich stellte mir oft die Frage, wieso ich nicht ausreisen durfte, aber darauf bekam ich nie eine Antwort. Ich weiß immer noch nicht, wieso man mich vier Jahre alleine gelassen hat. Meine Mutter half mir in dieser Zeit sehr viel und unterstützte mich mit meinen Kindern.

Nach einem schweren Kampf bekam ich schließlich im Juni 1987 die Erlaubnis, nach Deutschland zu gehen. Drei Monate nach meiner Ankunft erfuhren wir, dass die Grenzen für alleinstehende Eltern und Kinder geöffnet waren und diese nun alle nach

Deutschland durften. Dann kamen auch meine Eltern und meine Schwester nach Deutschland. Manche Menschen warteten so nur einen Monat auf ein Visum, mich kostete es vier lange und schwierige Jahre.

Die erste Zeit in Hanau war sehr schlimm. Wir hatten in Gleiwitz ein eigenes Haus. Jeden Morgen sind die Kinder in den Garten und haben gespielt, während ich das Frühstück vorbereitet habe. Nun waren wir in einer kleinen Wohnung im 3. Stock und meine Kinder konnten nicht einfach alleine raus und auf den Spielplatz. Ich musste immer gucken, wo sie waren und auf sie aufpassen, dabei waren meine Kinder und ich an mehr Freiheiten gewöhnt. Diese Zeit war sehr, sehr schwer für mich.

Da ich auch nur ein paar Brocken deutsch konnte, musste ich am Anfang einen Sprachkurs in Hasselroth besuchen. Meinen jüngeren Sohn nahm ich immer mit, mein älterer Sohn war in der Vorschule. Ich glaube, die Kinder haben damals auch sehr gelitten, aber wir mussten Gleiwitz verlassen, sie hätten es in der Zukunft dort noch schwerer gehabt als hier. Man tauschte die Zukunftsangst gegen traurige und schwierige Zeiten aus, weil man einfach nur hoffte, dass die Zukunft besser werden würde, dass sich der Mut zu gehen und der Verlust des Heimatortes irgendwann lohnen werden.

1988 kam dann auch meine Tochter zur Welt. Das Leben nahm so seinen Lauf. Die ersten zwei Jahre waren sehr schmerzhaft, dann gewöhnte ich mich langsam an das neue Leben. Ich lernte die Sprache und arbeitete im Einzelhandel, in dem ich auch heute noch tätig bin. Meine Kinder sind erfolgreich und das macht mich als Mutter sehr glücklich und stolz – es ist schließlich

der Grund, wieso ich vor fast 33 Jahren Gleiwitz verließ. Der ganze Kampf und die schwierigen Zeiten haben sich gelohnt.

Heute fühle ich mich hier sehr wohl und würde nicht mehr zurückgehen. Ich weiß, dass sich das Leben dort sehr verändert hat und auch besser geworden ist, aber mein Leben ist hier, meine Kinder und meine ganze Familie, und hier werde ich bleiben. Nichtsdestotrotz schaue ich mir gerne Bilder aus Gleiwitz an und verbringe dort auch mal einen Urlaub, aber mehr verbinde ich nicht mehr mit dem Ort. Eine Weihnachtstradition habe ich aber beibehalten: an Heiligabend treffen wir uns mit der gesamten Familie bei meiner Schwester in Bayern und zu Essen gibt es immer Fisch, genauso wie damals in Gleiwitz mit meinen Eltern und der besten Omi auf der ganzen Welt.





## NATHALIE | FRANKREICH

„Liberté, Égalité,  
Fraternité – Freiheit,  
Gleichheit, Brüderlich-  
keit“



Mein Name ist Nathalie, ich bin 52 Jahre alt, verheiratet und lebe in Gelnhausen. Ursprünglich komme ich aus Frankreich, aus der Partnerstadt von Gelnhausen: Clamecy. In der Schule war Deutsch meine erste Fremdsprache. Durch die Verschwi-terung von Gelnhausen und Clamecy habe ich bereits während meiner Schulzeit durch regelmäßige Schüleraustausche Kontakte geknüpft.

Nach dem Abitur habe ich angewandte Fremdsprachen studiert. Auf der ver-zweifelten Suche nach einem geeigneten Praktikum hat meine Mutter durch Zufall jemanden vom Verschwi-terungskomi-tee der Partnerstädte Gelnhausen und Clamecy getroffen, der fragte, warum ich sie nicht um Hilfe gebeten habe. Das habe ich daraufhin getan und kurze Zeit später ein Praktikum bei der Firma Veritas in Gelnhausen bekommen. Als ich in dem Unternehmen schließlich meine Diplom-arbeit schrieb, haben sie mir angeboten dort zu arbeiten. Damals, im Herbst 1989, war ich knapp 23 Jahre alt. Ich freute mich sehr über das Jobangebot. Ich dachte „hier gefällt es mir, hier bleib ich gerne“. 1991 lernte ich dann meinen zukünftigen Mann kennen. Nun leben wir gemeinsam in Gelnhausen.

Ich war schon früh darauf eingestellt, meine Heimat Clamecy nach dem Studi-

um verlassen zu müssen, denn es ist eine kleine Stadt ohne internationale Industrie. Der Umzug nach Gelnhausen war für mich kein Sprung ins kalte Wasser. Durch den Schüleraustausch und die Praktika kannte ich bereits einige Leute. Es war keine ganz unbekannte Welt, fremd habe ich mich niemals gefühlt. Zwischen Frankreich und Deutschland gibt es von der Lebensweise her auch keine großen Unterschiede, es sind eher Feinheiten.

Mein Mann und ich sind in Gelnhau-sen sehr glücklich und fühlen uns hier heimisch. Inzwischen habe ich in mei-nem Leben länger deutsch gesprochen als französisch. Wenn ich heute zu Besuch in Frankreich bin und kein deutsch sprechen kann, dann fehlt mir die Sprache sogar irgendwann. Deutschland ist für mich genauso meine Heimat geworden wie Frankreich. Ich fühle mich als Deutsche und als Französin und besitze mittlerweile auch die französische und die deutsche Staatsbürgerschaft.

Wir beide – mein Mann und ich – fühlen uns nicht einer bestimmten Nation zugehörig und verkehren daher auch nicht nur in einem gesellschaftlichen Kreis. Letzteres kann einen vielleicht einengen. Durch das Gefühl mehrerer Zugehörigkeiten lernt man verschiedene Normen und Werte kennen und trägt diese in sich, was viele



Vorteile hat. Ein sehr wichtiger Wert ist für mich die Weltoffenheit. Wenn es nach mir geht, sollte es keine Pässe, keine Nationalstaatlichkeit sowie keinen Populismus und Nationalismus mehr geben. Alle Menschen sind für mich gleich. Ich versuche mein Leben nach der Parole der Französischen Republik auszurichten: Liberté, Égalité, Fraternité – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das begleitet mich schon immer.

Die Beziehung zu meinen Eltern und Verwandten in Frankreich ist sehr eng, das hat sich trotz der Entfernung nie geändert. Ich lebe seit 1989 in Gelnhausen und rufe seitdem jeden Tag meine Eltern an. Es ist immer gut zu wissen, dass es ihnen gut geht. Sobald wir die Möglichkeit haben, fahren wir nach Frankreich und genießen die Zeit dort. Auch die türkische Familie meines Mannes ist mittlerweile meine eigene geworden. Ich freue mich, dass die zwei Nationen und Familien eine Einheit bilden und durch uns verbunden sind.

## Migrantin, Migrant, Migrationshintergrund – statistische Definition oder Fremdbezeichnung?

41,2 Millionen: Das ist laut Statistischem Bundesamt die Zahl der Frauen, die in Deutschland leben. Rund 10 Millionen von ihnen, also etwa 24 Prozent, haben einen sogenannten Migrationshintergrund – auch im Main-Kinzig-Kreis. Das heißt jede vierte Frau, der wir begegnen, hat ihre familiären Wurzeln woanders. Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass anhand des Migrationshintergrunds keine Aussage darüber getroffen werden kann, ob die Person über eigene Migrationserfahrungen verfügt oder die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Sogar mehr als die Hälfte aller Menschen mit Migrationshintergrund haben die deutsche Staatsangehörigkeit.

Nach der Definition des Statistischen Bundesamts hat eine Person einen Migrationshintergrund, „wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde“. Die Bezeichnung „mit Migrationshintergrund“ ist in Deutschland zum Zweck der statistischen Datenerhebung eingeführt worden, um gesellschaftliche Integrationsprozesse nicht nur von ausländischen Staatsangehörigen, sondern auch von eingebürgerten Zugewanderten der ersten Generation und ihren Nachkommen zu beschreiben.

Im Einzelnen haben die folgenden Gruppen einen Migrationshintergrund: Ausländer, Eingebürgerte, (Spät-)Aussiedler, Personen, die durch die Adoption deutscher

Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten haben sowie die Kinder dieser vier Gruppen. Die Vertriebenen des Zweiten Weltkriegs und ihre Nachkommen gehören nicht zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund.

Die Verwendung des Begriffs „mit Migrationshintergrund“ außerhalb statistischer Betrachtungen ist umstritten, da er auch den Kindern von Zugewanderten, die in Deutschland geborene und aufgewachsene sind, gesellschaftlich zuschreibt, „anders“ und damit „nicht richtig zugehörig“ zu sein.

Wenn von Migrantinnen und Migranten oder Menschen mit Migrationshintergrund gesprochen wird, muss man sich bewusst machen, dass sich hinter diesem Sammelbegriff eine äußerst vielfältige Gruppe verbirgt. Migranten unterscheiden sich beispielweise in ihren Herkunftsländern (oder denen ihrer Eltern und Vorfahren), in ihrer Muttersprache (oftmals deutsch), ihrem sozialen und rechtlichen Status, ihrer kulturellen und religiösen Orientierung sowie ihren persönlichen Lebensumständen. Migranten sind keine homogene soziale Gruppe. Was sie aber verbindet ist, dass sie selbst oder ihre Vorfahren aus einem anderen Land stammen und dass sie – wiederum ganz unterschiedlich stark – von Ausgrenzung und Diskriminierung betroffen sind.

Weltweit migrieren und flüchten weit mehr Frauen als Männer. In der öffentlichen Wahrnehmung bleiben diese Frauen aber oftmals unsichtbar. In Flucht- und Integrationsgeschichten schlägt sich zu meist eine männliche Perspektive nieder. Was umso deutlicher macht: Integration und Wahrgenommen-Werden fordert von Frauen zusätzliche Anstrengungen ab.

Das Bild der Migrantin ist häufig geprägt von negativen Zuschreibungen. In der öffentlichen Wahrnehmung wird sie oft als unterdrückt, abhängig und ungebildet dargestellt. Die hier aufgezeigten biografischen Geschichten demonstrieren dagegen, dass es sich um starke Frauen handelt, die nicht diesem stereotypen Bild entsprechen. Es sind mutige Frauen, die aus Not, wegen Arbeit, Bildung oder aus purem Zufall migriert sind. Frauen mit gebrochenen Lebensläufen, die vieles und alles verloren haben und die immer wieder die Kraft aufgebracht haben, von null anzufangen. Mit ihren Erzählungen zeigen sie aber auch, dass Auswandern, Ankommen und Zueinanderfinden viel alltäglicher sind, als es oft behauptet wird.



## FADILA | BOSNIEN

### „Mein ganzes Leben – 51 Jahre – in einer einzigen Tüte“



Ich heiße Fadila und bin seit 1992 in Deutschland, also nun 28 Jahre. 1941 bin ich in Prijedor, in Bosnien, dem ehemaligen Jugoslawien, geboren. Wegen des frühen Todes meines Vaters war meine Mutter mit fünf Kindern allein, sie war eine wahre Kämpferin. In Bosnien sagt man „die Frau ist die wichtigste Säule der Familie, sie trägt sie alle. Drei Säulen eines Hauses trägt die Frau, eine der Mann“.

Ich ging zum Gymnasium und lernte dort meinen Mann kennen, er spielte Saxofon und Klarinette und ich war zu dieser Zeit die beste Tänzerin. Von ihm habe ich meinen ersten und meinen letzten Kuss bekommen. Zwei Jahre später haben wir geheiratet und unser erster Sohn kam zur Welt. Während wir Stück für Stück unser Haus bauten, bekam ich einen Arbeitsplatz bei der Post, die ich später leitete. Unser zweiter Sohn kam schließlich 13 Jahre nach unserem ersten zur Welt. Alles war perfekt: Unser Leben als Familie war wunderschön, mein Mann und ich hatten gute Arbeitsstellen, ein großes Haus und alles war neu und nach unseren Vorstellungen eingerichtet. Wenn wir in unserem Hof saßen, kamen oft spontan Nachbarn oder Freunde zu einem Kaffee vorbei. Man brauchte keinen Termin, man kam einfach zu uns. In den Sommermonaten sind mein Mann und ich außerdem oft mit der Vespa ans Meer gefahren. Doch dann kam der Krieg, durch den wir alles verloren. Alles.

Es fing an mit serbischen Soldaten mit den unterschiedlichsten Abzeichen und Uniformen, die plötzlich durch die Straßen patrouillierten. Diese Soldaten waren teilweise sogar unsere Nachbarn, sie kannten uns eigentlich und doch kontrollierten sie uns, als wären wir Fremde. Ihre Listen beinhalteten die Namen der muslimischen und kroatischen Bürger, die für die Verhaftung und den Transport in die Mordlager bestimmt waren. Ich fragte mich immer, wann wohl unser Name darauf stehen würde. Gott sei Dank waren meine beiden Söhne genau zu diesem Zeitpunkt zu Besuch bei Freunden in Deutschland. Die Grenzen waren geschlossen und so konnten sie nicht nach Bosnien zurück.

33 Jahre hatte ich zu diesem Zeitpunkt bereits in der Post gearbeitet. Plötzlich durfte ich die Post von einem auf den anderen Tag nicht mehr betreten und verlor meine Stelle. Die komplette muslimische und kroatische Bevölkerung verlor das Recht auf medizinische Versorgung, wir durften uns in der Stadt nicht mehr frei bewegen und keine Lebensmittel mehr einkaufen. Wir hatten keine Rechte mehr – für gar nichts. Unsere Häuser wurden zudem mit weißer Farbe gekennzeichnet, als Zeichen für die Söldner, dass solche Häuser geplündert werden konnten.

Mein Mann und ich überlebten schließlich die ersten Bombardierungen, Brände, Überfälle, Verhaftungen und Morde im

Keller unseres Hauses, doch mein Elternhaus ist komplett niedergebrannt. Alles, was kroatischen oder muslimischen Charakter hatte, das Volk, die Kultur, die Identität sollte zerstört und ausgelöscht werden. Mein Mann musste den grausamen Mord an 15 Männern ansehen, deren einzige Schuld es war, Muslime zu sein. Es war eine Tragödie. Das waren meine Leute, mein Volk! Die Stadt starb aus, im wahren Sinne des Wortes.

Der tägliche Kampf ums Überleben, die Angst und die Schlaflosigkeit haben tiefe Spuren in unseren Körpern, unserer Seele und unserem Geist hinterlassen. Als ich dann Bosnien und unser Haus verlassen musste, hatte ich nur eine Tüte. Mein ganzes Leben – 51 Jahre – in einer einzigen Tüte. Ich habe das alles ganz anders gesehen als mein Mann, viel gefährlicher und wollte deshalb flüchten. Er ist erst einmal dort geblieben, weil er dachte, dass der Krieg bald wieder vorbei sei. Er kam aber ein paar Monate später nach Deutschland nach.

Zunächst bin ich aber alleine geflohen. Mein Mann hat viel Geld dafür bezahlt, dass ich mit gefälschten Papieren nach Belgrad reisen konnte und von dort aus nach Deutschland zu meinen Kindern, das war am 17.07.1992. Meine komplette Familie war nach dem Krieg überall auf der Welt verteilt, in Amerika, Schweden, Dänemark, Kroatien und Deutschland. Früher waren alle zusammen in meiner Heimatstadt, doch nach dem Krieg waren wir überall. Ich habe nie – nicht im entferntesten Traum – gedacht, dass ich mal in Deutschland leben werde. Wir hatten bis zum Krieg so ein tolles Leben, doch plötzlich waren wir alle in ein ganz neues Leben katapultiert worden und wollten das eigentlich gar nicht. Ich

selbst bekam in Deutschland kein Visum, sondern immer nur eine Duldung für ein paar Tage oder Wochen. Das war zusätzlich ein unglaublicher Druck für mich immer nur dann in Sicherheit zu sein, solange die Duldung gültig war. Glücklicherweise hatte ich die deutsche Sprache bereits acht Jahre in der Schule gelernt. Auch wenn ich davon natürlich viel vergessen hatte, hatte ich immerhin eine Grundlage.

Im Oktober 1992 habe ich dann einen Arbeitsplatz beim Arbeitsamt bekommen, als Putzfrau. Ich war immer sehr gut gekleidet, so war ich es aus meinem Leben in Bosnien gewohnt, dort war ich zuletzt eine große Chefin gewesen. Viele haben deshalb gar nicht erkannt, dass ich Putzfrau bin. Als ich einmal im vierten Stock gearbeitet habe, wollte ich einfach durchs Fenster springen. Ich wollte tot sein, nicht mehr leben. Doch es kam ein deutscher Mann, der ebenfalls dort arbeitete und hielt mich fest. Er sagte, „du darfst nicht springen, du musst weitermachen. Du kannst stolz sein, denn du hast einen Arbeitsplatz und du kannst Geld verdienen, du musst nicht betteln“. Seit diesem Moment hat sich etwas in mir verändert und ich habe gemerkt: Er hat recht. Das Leben muss weitergehen. Vierzehn Jahre habe ich dann hier in Hanau gearbeitet, bis 2006. Ich bin zufrieden mit meiner Wohnung und ihrem Standort. Für mich ist alles Wichtige wie ein Arzt, die Apotheke und der Markt in der Nähe. Das passt sehr gut.

Von meiner Familie wohnen aktuell nur noch mein Sohn und meine Schwester in Prijedor. Wenn ich zu Besuch bin, um das Grab meines Mannes und meiner Mutter zu besuchen, kommt natürlich Nostalgie in mir auf. Das ist meine Heimat, meine Stadt. Aber gleichzeitig ist es heute auch

eine ganz andere Stadt. Es leben dort völlig andere und mir fremde Leute. Ich bin nun hier in Hanau zu Hause. Hier sage ich mehr Leuten auf der Straße „Guten Morgen“ als in meiner Heimatstadt in Bosnien. Hier sind meine Freundinnen. Hier habe ich mein Leben gut organisiert.





## CONNIE | DEUTSCHLAND

„... dann geht man halt mit ...“



Mein Name ist Conny, ich bin 54 Jahre alt und in Thüringen geboren. Aufgewachsen bin ich ganz behütet in einer Großfamilie mit 3 Geschwistern, meinen Eltern, Großeltern und meinem Urgroßvater. Wir lebten alle gemeinsam auf einem Hof.

Nach der Schule habe ich eine Ausbildung zur Herrenmaßschneiderin gemacht, was auch ein ganz großer Wunsch von mir war. Obwohl es für die damalige Zeit im Osten sehr untypisch war, pausierte ich 1984 meine Ausbildung, als ich meinen Sohn bekam. Wir hatten damals keine Möglichkeit, nur Teilzeit zu arbeiten, eigentlich waren Frauen nach der Geburt der Kinder maximal zwei, drei Monate zu Hause und sind sofort wieder arbeiten gegangen. Als ich dann wieder arbeitete, war ich aber nicht mehr als Herrenmaßschneiderin tätig, sondern begann in einer privaten Druckerei zu arbeiten, wo ich auch die Möglichkeit hatte, halbtags tätig zu sein. Staatliche Firmen haben das damals nicht zugelassen und somit musste ich den Arbeitsplatz ändern.

Unser Leben im Osten war, trotz der negativen Voreingenommenheit, die viele gegenüber dem Osten haben, sehr schön. Ich kann mich nicht beschweren. Natürlich hatten wir nicht die gleichen Lebensumstände wie die Menschen im Westen. Ich würde das Leben in der DDR als ein „geregelteres“ Leben bezeichnen. Niemand war arbeitslos, die Unterbringung der Kinder in Kindergärten war finanziell machbar und

jedes Kind hatte einen Kita- oder Kinderkrippenplatz garantiert. Solange man nicht kriminell wurde, musste man sich keine Sorgen machen. Ich habe das Leben dort nie als eingeschränkt empfunden. Regeln, die damals für alle galten, haben mein Leben nicht beeinflusst und somit kann ich auch nach mittlerweile 30 Jahren im Westen nicht negativ über mein Leben in der DDR sprechen.

Der Mauerfall beeinflusste oder veränderte unser Leben nicht auf emotionale Weise, einen Unterschied bemerkten wir aber trotzdem. In der DDR lebten wir in einem Dorf, in dem jeder jeden kannte und auf einmal zogen viele weg. Ich habe mich oft gefragt, wieso alle weggegangen sind und was sie am Osten so schlecht fanden; das frage ich mich auch heute noch.

Hätte mein Mann 1992 nicht eine Tätigkeit im Westen gefunden, wäre ich auch nicht umgezogen. Irgendwann sagte er zu mir „Conny, wir gehen“ und dann geht man halt mit, er war schließlich mein Mann und wir hatten einen Sohn. Bei unserer Ankunft im Westen kamen wir auch sofort nach Rodenbach, wo wir heute noch leben. Ich kam aus einem Dorf und hier war alles sehr anonym. Bis ich Fuß gefasst und andere Menschen kennengelernt hatte, hatte ich schwer zu kämpfen.

Wenn man aus einem Leben in der Großfamilie kommt und dann auf einmal alleine ist, ist es nun mal ungewohnt. Für meinen

Sohn war das ebenso schwer, bis er sich in der Schule und der Umgebung integriert hatte, ist einige Zeit vergangen. Aber wir haben es geschafft, alle zusammen.

Meine Mutter lebt immer noch im Osten und ich gehe sie mehrmals besuchen. Ich muss aber zugeben, dass ich heute nicht mehr dort leben könnte. Die Einstellung der Menschen und das Lebensklima haben sich dort sehr verändert. Es liegt sehr viel Pessimismus und Unzufriedenheit in der Luft – damit könnte ich nicht umgehen. Ich fühle mich in Rodenbach sehr wohl und würde deshalb auch nicht mehr wegziehen wollen.

## Das geteilte Deutschland

41 Jahre lang, von 1949 bis 1990, war Deutschland geteilt: im Westen die Bundesrepublik Deutschland, im Osten die Deutsche Demokratische Republik, kurz DDR. Heute ist es kaum noch vorstellbar, dass es einmal zwei deutsche Staaten gab, dennoch ist das Kapitel der DDR und der deutschen Teilung noch nicht vollständig abgeschlossen. Welche Lehren lassen sich aus vier Jahrzehnten DDR ziehen, welche Erkenntnisse für das Zusammenleben mit „kulturellen“ Unterschieden?

Wichtig ist sicherlich die Erkenntnis, dass ein diktatorisch geführtes Staatswesen, ohne Rechtsstaatlichkeit und Achtung der Menschenrechte, auf Dauer nicht bestehen kann. Gleichzeitig darf das aber nicht bedeuten, dass die Errungenschaften des ostdeutschen Teilstaats pauschal zu verurteilen und geringzuschätzen sind. Nach der Wiedervereinigung verbreitete sich im Osten allerdings schnell das Gefühl, als Deutsche „zweiter Klasse“ angesehen zu werden, fehlte es doch an der Anerkennung und Wertschätzung der dortigen Lebensweise. In den Köpfen vieler lebt die Erinnerung an das, was sie in den vierzig Jahren der Trennung erlebten, als normative Ordnung fort, wodurch die Deutschen die vielfach beschworene innere Einheit auch 30 Jahre nach der Wiedervereinigung noch nicht erreicht haben. Sind die kulturellen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen durch die verschiedenen Systeme zu groß?

Klar ist: Die kulturelle Identität der Bürger der DDR wurde unweigerlich durch den Sozialismus und die Planwirtschaft

geprägt. Im Gegensatz dazu konstituierte sich die westdeutsche kulturelle Identität aus den Einflüssen der Demokratie, des Grundgesetzes und der Marktwirtschaft. Tatsächlich konnte sich das vereinte Deutschland nicht auf ein gemeinsam gültiges Werte- und Normensystem beziehen. Schließlich geht eine gemeinsame kulturelle Identität immer aus Aushandlungsprozessen hervor, die hier nicht stattfinden konnten. So gesehen steht die Gruppe der DDR-Zuwanderer in der gleichen Tradition und vor den gleichen Herausforderungen wie Millionen Zuwanderer vor ihnen. Als deutsche Staatsbürger hatten sie in ihrem neuen Umfeld zwar keine Sprach- und vergleichsweise geringere Anerkennungs-hürden zu meistern, aber trotzdem ist auch diese Integration ein langer administrativer und kultureller Prozess.

Was lässt sich also aus der deutschen Wiedervereinigung für die Zukunft lernen? Nur auf der Basis gegenseitiger Wertschätzung und Anerkennung kann ein gemeinsames Zugehörigkeitsgefühl entstehen. Statt sich auf die kulturellen Unterschiede zu fokussieren, auf das Unbekannte oder sogenannte Fremde, profitieren beide Seiten davon, den Blick dafür zu schärfen, welche kulturellen Werte und Normen gleich sind. Durch einen wertfreien Annäherungsprozess und das Erkennen, dass der vermeintlich Andere mit dem Eigenen doch mehr teilt, als anfangs vermutet, können Brücken gebaut werden.





## NAWEL | ALGERIEN

„Nur Gott weiß, was zwischen Himmel und Erde ist“



Ich bin Nawel und komme aus Algerien, genauer gesagt aus der Hauptstadt Algier. Ich bin als ältestes von drei Kindern aufgewachsen. Leider verstarb mein Vater bereits, als ich 5 Jahre alt war. In der Schule hatte ich immer sehr gute Noten, ich habe von einer Karriere als Pilotin oder Ärztin geträumt. Nach meinem Abitur hat mein Opa mir empfohlen, Lehrerin für Englisch zu werden. Bei einem Mädchen, was ohne Vater in Algerien aufwächst, hatten viele Außenstehende etwas zu sagen. Es war kein Zwang von meiner Familie, Lehrerin zu werden, aber ich nahm mir die Empfehlung zu Herzen und entschied, Englisch, Französisch und Arabisch an der Universität von Algier zu studieren. Nach vier Jahren hatte ich dann mein Diplom mit Lizenz zum Übersetzen, aber so richtig glücklich war ich damit nicht. Heute arbeite ich mit diesem Diplom und weiß, dass es Schicksal war, dass ich gerade das studiert habe. Dessen war ich mir damals aber noch nicht bewusst.

Die Probleme in Algerien begannen in den 1990ern, nachdem eine neue Regierung gewählt wurde. In der Hauptstadt war es nicht so schlimm, aber außerhalb von Algier war es eine Katastrophe. Es gab bis 1998 viele Bombenangriffe. Mein Mann, der einen algerischen Vater und eine deutsche Mutter hat, entschied frühzeitig – ein Jahr nach unserer Hochzeit 1993 – nach Deutschland zurückzugehen, wo es sicherer war.

Für mich war es erst einmal unvorstellbar, Algerien zu verlassen, weil ich eine sehr große Familie zurücklassen musste. Aber ich ging trotzdem mit ihm und habe meine Familie für ihn verlassen. Deutsch konnte ich am Anfang nicht. Zuerst kamen wir bei meiner Schwägerin unter, danach in Kaiserslautern. Mir war es dort zu ruhig, es gab gar nichts außer Ruhe. Ich war ja vorher das Leben in einer Hauptstadt gewohnt. Ich habe ein Jahr lang nur geweint. Irgendwann bin ich dann sogar zurück nach Algerien, wurde aber von meinem Bruder überredet, es doch noch einmal in Deutschland zu versuchen.

Bei der Rückreise von Algerien nach Deutschland hatte ich einen Plan. Ich wollte unbedingt in der Nähe eines großen Flughafens eine Arbeit finden, damit ich meine Familie in Algerien jederzeit schnell erreichen und besuchen kann. Also habe ich noch im Flugzeug bei der Fluggesellschaft von Algerien angefragt, ob es möglich ist, dort zu arbeiten. Man sagte mir, man bräuchte dafür gute Beziehungen, aber ich habe mich trotzdem beworben und wurde eine Woche später zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Aber ich konnte noch nicht gut deutsch sprechen. Die Hoffnung, dass es klappt, konnte und wollte ich dennoch nicht aufgeben. Ich denke, Gott hat da auch was getan, denn das Schicksal hat es dann letztendlich ganz anders gemeint: am Ende hat mein Mann durch mich diese Stelle bekommen. Letztlich weiß nur Gott,

was zwischen Himmel und Erde ist.

Als wir in der Nähe vom Flughafen lebten, machte das für mich vieles einfacher. Das Heimweh hat schließlich auch aufgehört, weil 1996 meine erste Tochter zur Welt kam. Im Austausch mit anderen Müttern knüpfte ich Kontakte und lernte besser deutsch. Deutschland war nun die Heimat meiner Kinder, hin- und herziehen war jetzt nicht mehr möglich, die Sache war ernst. Ich gewöhnte mich aber auch selbst an Deutschland, bis heute habe ich die Gewohnheit übernommen, beim Kaffee oder Essen eine Kerze anzuzünden, das fand ich sehr schön. Ich bewundere das ausgezeichnete System von Ärzten und Krankenhäusern sowie das Rechtssystem. Was Recht ist bleibt recht. Außerdem wird hier alles sehr schnell und effizient bearbeitet.

Als die Kinder im Kindergarten waren, habe ich eine Ausbildung als Kauffrau für Bürokommunikation gemacht. Im Nachhinein weiß ich gar nicht, wie ich das mit meinem Sprachniveau geschafft habe, aber ich habe die Ausbildung beendet. Richtig gut gefallen hat mir die Arbeit im Büro aber nicht. Deswegen habe ich ab 2007 als Aushilfslehrerin an verschiedenen Schulen gearbeitet, doch auch da hat mir etwas gefehlt.

Meine Suche nach dem richtigen Weg endete endlich 2015, als ich angefangen habe, mit Geflüchteten zu arbeiten und zu dolmetschen, also im sozialen Bereich. Meine Ausbildung zur Integrationslotsin war dabei ein ausschlaggebender Wendepunkt. Ich wollte für mich und für die Leute etwas Positives tun. Endlich bekam ich auch die Antwort, auf die ich jahrelang gewartet hatte. Mein Diplom hatte ich 20 Jahre nur provisorisch und ab 2016 habe

ich es wirklich gebraucht, um mich damit zu bewerben und zu arbeiten. Ich bin sehr glücklich, dass ich im Sozialbereich arbeiten kann und gleichzeitig auch als eine freie Dolmetscherin. Deswegen sage ich immer: man darf niemals aufgeben.

## Was ist Kultur und was hat das mit Integration zu tun?

Der Begriff „Kultur“ umfasst sichtbare und unsichtbare Merkmale, die einen Menschen zu dem machen, was er ist: sein Verhalten, seine Sprache, Traditionen, Musik, Kunst, das Essen, die Religion, materielle Dinge und vieles mehr. Von ganz großer Bedeutung sind aber die unsichtbaren Merkmale: die Einstellung, der Glaube sowie die Normen und Werte, die jeder Mensch besitzt.

Die Kultur wird von den Menschen selbst geformt. Kultur prägt uns, wir übernehmen sie und bilden damit gleichzeitig eine Gesellschaft, in der alle Menschen ähnliche Merkmale besitzen, was uns schließlich zu einer Einheit macht.

Was passiert nun, wenn Menschen aus verschiedenen Kulturen zusammentreffen und sich unterschiedliche Verhaltensmuster und Werte begegnen? Dadurch, dass unsere Kultur unsere Persönlichkeit bestimmt, passiert es oftmals, dass wir unsere Umwelt und unser Gegenüber durch die Brille unserer eigenen kulturellen Prägungen sehen. Dies kann zu Ablehnung und Konflikten führen, weil wir unser Gegenüber und sein Verhalten nicht verstehen. Diese kulturellen Unterschiede finden sich aber nicht nur in den Normen und Werten, der Einstellung und der Religion, vielmehr lassen sie sich in ganz alltäglichen Situationen wiederfinden: In Indien beispielsweise bedeutet ein Kopfschütteln „ja“, ganz im Gegensatz zur westlichen Interpretation. Wer in Afrika einer Bekannten, die er länger nicht gesehen hat sagt, dass sie zugenommen habe, bedeutet dies, sie wirke

gesünder als zuvor. Die gleiche Bemerkung würde beispielsweise in Europa oder Nordamerika eher übel genommen.

Besonders in einer stark globalisierten Welt wie heute ist es von immenser Bedeutung, miteinander zu reden und diese kulturellen Unterschiede kennenzulernen. Damit lernen wir automatisch auch voneinander, miteinander zu leben und einander zu respektieren. Kultur ist wandelbar und kann sich weiterentwickeln, besonders durch Menschen, die neu zu einer Gesellschaft hinzustoßen.

Der Austritt aus einer Kultur bedeutet gleichzeitig den Eintritt in eine andere. In diesem Zusammenhang ist es besonders wichtig, einen zugewandten Blick für Neues zu haben und aufeinander zuzugehen. Dies gilt gleichermaßen für den Menschen, der seine ursprüngliche Kultur verlässt, als auch für die Gesellschaft, die diesen Menschen aufnimmt. Nur so kann erfolgreiche Integration gelingen.

Die Integration von Neuzugezogenen bleibt auch in Zukunft stets ein gesamtgesellschaftlicher Prozess, der keinen festen Endpunkt hat. Was schließlich „gelungene Integration“ ist, kann nicht fest formuliert werden, vielmehr ist auch dies ein Prozess, der sich aufgrund politischer und gesellschaftlicher Aspekte kontinuierlich neu aushandelt. Am wichtigsten bleibt jedoch, nicht zuerst auf die Merkmale zu achten, die uns voneinander unterscheiden, sondern vielmehr auf die, die uns verbinden.





## FAUZIA | AFGHANISTAN

### „Morgen wird etwas Gutes passieren“



Mein Name ist Fauzia, ich bin 50 Jahre alt, verheiratet und habe 3 Kinder. Geboren bin ich in Kabul in Afghanistan. Dort habe ich das Abitur gemacht und Biologie studiert. Nach dem Studium habe ich dann an der Universität in Kabul am Fachbereich für Biologie gearbeitet. Bis zum Sturz der kommunistischen Regierung im Jahr 1991 durch die Mudschaheddin war ich in der Universität tätig. Danach änderte sich unser komplettes Leben. Mein Vater war damals als Pilot beim Militär und wurde dann von den Mudschaheddin festgenommen und musste ins Gefängnis. Für unsere Familie war es sehr schlecht, in Kabul zu bleiben, da wir dort nicht mehr in Sicherheit leben konnten. Frauen durften nicht mehr arbeiten gehen, sondern mussten zu Hause bleiben. Ohne ein Kopftuch oder eine Burka durften wir das Haus nicht verlassen. Ein Leben in Freiheit war unmöglich. Deswegen sind meine Mutter, meine Schwester und ich von Kabul in den Norden geflohen.

Von 1991 bis 1995 waren wir eigentlich nur unterwegs. Wir sind sehr viel gelaufen, das war für uns eine schlechte Zeit. Sobald der Krieg in eine Stadt kam, sind wir zur nächsten Stadt weitergezogen. Dort sind wir dann geblieben, bis die Mudschaheddin auch in diese Stadt kamen und sie bombardierten. Von der Stadt Masar-e Scharif aus haben wir dann das Land verlassen. Meinen Vater haben wir nie wieder gesehen... Das war die schlimmste Zeit meines Lebens. Im Dezember 1995 sind meine Mutter, meine Schwester und ich in Deutschland angekommen, da war ich gerade 25 Jahre

alt. Wir haben dann einen Asylantrag gestellt und vorerst in Bayern gelebt. Wir hatten endlich wieder einen Ort gefunden, an dem wir in Sicherheit und in Freiheit leben konnten. Ein Ort, an dem sich die Menschen gegenseitig akzeptieren, die Gesetze beachten. Frauen haben hier auch Rechte und können frei leben und arbeiten gehen.

Nachdem wir in Deutschland angekommen sind, war es immer mein größter Wunsch, wieder an der Universität zu arbeiten. Aber ohne die deutsche Sprache zu beherrschen, war es wirklich sehr schwierig, eigentlich unmöglich. Als wir 3 Monate in Deutschland waren, habe ich angefangen zu arbeiten und alles Mögliche gemacht, von der Arbeit bei McDonald's, bis zur Tätigkeit als Zimmermädchen oder in der Gastronomie. Dann habe ich meinen Mann kennengelernt, 2001 haben wir geheiratet und dann sind unsere drei Kinder auf die Welt gekommen. Auch wenn ich nie wieder an der Universität arbeiten werde, bleibt es trotzdem ein Wunsch in meinem Herzen. An Deutschland gefällt mir vor allem die gegenseitige Akzeptanz der Menschen. Außerdem machen die Deutschen ihr Land nicht kaputt, sondern bauen immer wieder neue Dinge auf. Für die Zukunft wünsche ich mir einen guten Arbeitsplatz, nicht immer nur eine Hilfsarbeit. Und dass meine Kinder studieren und einen guten Beruf finden, z.B. als Lehrer oder Doktor. Außer meinen Arbeitsplatz vermisse ich aus Afghanistan nichts. Wir haben hier wirklich ein sehr glückliches Leben.





## HANE | KOSOVO

„Wenn du dich bewegst,  
zeigt Gott dir deinen  
Weg“



Ich heiße Hane, bin verheiratet, habe 3 Kinder und lebe seit 20 Jahren in Deutschland. Ich bin im Kosovo geboren und damals als Flüchtling von Albanien hierhergekommen, weil es dort wegen des Kriegs nicht sicher war. Keiner wusste damals, was mit uns passieren wird. Der Weg nach Deutschland war wirklich schwer und wir mussten viel Geld dafür bezahlen. Mit meinem Onkel bin ich von Albanien bis nach Italien mit dem Schiff gefahren und dann von Italien nach Deutschland mit dem Bus. Damals gab es noch überall an den Grenzen Kontrollen. Ich hatte keine Papiere und keinen Pass mehr, aber wir hatten viel Glück und wurden nicht kontrolliert. Sonst hätten sie mich bestimmt festgenommen und zurückgeschickt.

Am Anfang hatte ich in Deutschland keine großen Erwartungen, denn ich bin nur nach Deutschland, um sicher zu sein. Das Einzige, was ich mir gewünscht habe ist, dass es meiner Familie in Albanien gut geht und die Häuser nicht abgebrannt sind. Als ich in Deutschland angekommen bin, konnte ich kein Wort Deutsch sprechen. Ich habe mir die Sprache selber beigebracht, mit einem Wörterbuch und im Fernsehen deutsche Programme geschaut, obwohl ich natürlich erst kein Wort verstanden habe. Einen Deutschkurs habe ich zunächst nicht besucht, damals war es leider keine Pflicht, aber es wäre für mich besser gewesen. In Deutschland habe ich dann meinen Mann kennengelernt, wir haben geheira-

tet und unsere Kinder bekommen. Meine Familie habe ich aber immer sehr vermisst: das Herz ist wie zur Hälfte geteilt, zwischen Deutschland und Albanien. Als mein Sohn im Kindergarten war, gab es dann die Möglichkeit, einen Deutschkurs zu besuchen. Da habe ich dann die deutsche Sprache noch mal richtig gelernt. Und dann habe ich immer mehr Leute kennengelernt, durch den Kindergarten und weil ich immer aktiv war. Irgendwann hat mich die Kitaleitung dann gefragt, ob ich nicht mal Lust hätte, einen Nachmittag dort zu arbeiten und dann haben sie mich genommen – in Albanien habe ich schon als Pädagogin gearbeitet. Und dann habe ich in Erlensee auch mit dem Frauentreff angefangen, vor ca. 10 Jahren. Wenn man sich Mühe gibt und selbst etwas tut, gibt es immer Möglichkeiten, gut zu leben und seine Ziele zu erreichen: denn wenn du dich bewegst, zeigt Gott dir deinen Weg.

An Deutschland gefällt mir die soziale Unterstützung der Menschen besonders gut. In vielen Ländern sind die Menschen arm und haben nichts zu essen und dann hilft der Staat ihnen. Das wünsche ich mir auch für den Kosovo. Und dass es einfach keinen Krieg mehr gibt auf der Welt und alle friedlich zusammenleben.





## GENOVEVA | RUMÄNIEN

### „Es war ein langer Weg“



Ich heiße Genoveva (Gena) und bin in Rumänien aufgewachsen. Während meine Freunde mit 18 heirateten, dachte ich, dass mir in meinem Leben noch etwas fehlt. Deshalb wollte ich nach der Schule als Au-pair ins Ausland. Dass es dann Deutschland geworden ist, war purer Zufall. Der Hintergedanke war auch nicht, dass ich länger als ein Jahr bleibe, aber wie es der Zufall so will, habe ich in Deutschland meinen Mann kennengelernt.

Es war zunächst schwierig hier. Es hat lange gedauert, bis ich Freunde gefunden habe, auch wegen der Sprache, da traut man sich nicht so. Ich bin später zu einem Frauenkreis der katholischen Kirche gegangen und habe ab da angefangen mich wohlfühlen. Alle waren sehr herzlich, haben mich gleich eingebunden. Das Umfeld ist sehr wichtig, finde ich. Auch, dass mein Mann die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt und wir miteinander auf Deutsch gesprochen haben, hat mir geholfen. Nach sieben Jahren hier in Deutschland habe ich zu ihm gesagt: „Ich glaube, ich habe auf Deutsch geträumt.“ Ich habe wirklich gemerkt: mein Denken ist deutsch, ich fühle mich deutsch. Dazu gehört für mich Pünktlichkeit, Struktur und Ordnung, das liebe ich. Aber das habe ich vermutlich auch schon von zu Hause mitbekommen.

Was mir in Deutschland sofort aufgefallen ist, war die Sauberkeit. Überall ist es sauber, picobello, es ist malerisch. Allerdings gefällt mir die Landschaft in Rumänien viel besser, sie ist naturbelassener. Auf Feiern sitzen wir nicht nur, wir tanzen.

Es gibt dort niemanden, der nicht tanzt. Das vermisse ich schon. Trotzdem merke ich, wenn ich in Rumänien bin, dass ich in Deutschland zu Hause bin. In Rumänien wollte ich in Sachen Bildung immer weiterkommen. Finanzielle Möglichkeiten von meinen Eltern gab es allerdings nicht. Hier in Deutschland gibt es diese Unterstützung, finanziell oder auch in Form von Seminaren oder Fortbildungen, das finde ich total klasse. Durch die Qualifizierung zur ehrenamtlichen Integrationslotsin dachte ich mir, in diesem Bereich könnte ich auch in Zukunft super arbeiten. Das hat mir die Türen geöffnet. Mittlerweile arbeite ich bei uns in der Gemeinde Schöneck im Bereich Asyl. Dort kann ich weiterhelfen, wo ich früher selbst Hilfe gebraucht habe. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich von mir erzähle. Jeder, der aus armen Ländern nach Deutschland kommt hat eine Erwartung. Du denkst, es ist wie im Fernsehen, im Film. Ich bin ehrlich und vermittele keine falschen Hoffnungen: Ohne eigene Bemühungen funktioniert das nicht. Mein persönliches Ziel ist es nun, die Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten zu meistern. Ich bin ein Stehaufmännchen. Natürlich bin ich auch mal traurig oder mir geht es nicht gut, aber ich habe das Gefühl, wenn ich mich wieder gefasst habe, geht es mit noch mehr positiver Energie und Elan weiter.



## DAISY | KUBA

„Ich bin froh, dass ich durchgehalten hab“



Ich bin Daisy, komme aus Kuba und lebe seit 20 Jahren in Deutschland. Ich hatte eine bewegte und erfüllte Kindheit in meiner Heimat mit viel Freude am Lernen, Tanzen und Singen. Seit ich zwölf bin wollte ich Englischlehrerin werden, das war mein Traum, den ich auch verfolgt habe: ich habe Lehramt studiert und wurde Lehrerin aus Leidenschaft.

In Kuba lernte ich meinen Mann kennen und fasste den Entschluss, im Jahr 2000 nach Deutschland auszuwandern. Diese Zeit war sehr schwer. Obwohl ich in Kuba Deutsch gelernt hatte, ohne zu wissen, dass ich nach Deutschland gehen würde, hatte ich immer Angst, angesprochen zu werden oder Fehler zu machen. Erst als ich angefangen habe, mit meinem Mann mich auf Deutsch zu unterhalten, ging es sprachlich ganz schnell.

Bei der Volkshochschule habe ich abends Spanisch- und Englisch-Kurse angeboten und tagsüber habe ich im Supermarkt, in der Lernhilfe oder als Reinigungskraft gearbeitet. Später bewarb ich mich beim Staatlichen Schulamt für den Main-Kinzig-Kreis und konnte 2006 endlich als Englischlehrerin arbeiten, teilweise in zwei Schulen gleichzeitig.

Diese Verpflichtungen haben mir geholfen, mich in der harten Anfangszeit durchzusetzen und durchzuhalten. Ich habe viel geweint und Heimweh gehabt, manchmal wollte ich alles hinschmeißen, aber ich wusste, ich muss da einfach durch, muss mich an alles gewöhnen. Zurückgehen war

keine Lösung. Bis ich mich richtig wohlfühlt habe, hat es zehn Jahre gedauert. Um zu diesem Punkt zu kommen braucht man einfach viel Zeit und Unterstützung, alleine schafft man das nicht. Du musst die richtigen Freunde treffen, den richtigen Partner finden und Leute, die dich unterstützen. Man braucht Kraft, Mut, Geduld und eine gehörige Portion Glück. Heute bin ich froh, dass ich durchgehalten hab.

Ich trage eine Stück Kuba in mir: meine Kultur, meine Wurzeln, meine Tradition, meine Lebensfreude und die Musik. Meine Familie in Kuba sagt allerdings, ich habe mittlerweile eindeutig mehr von den Deutschen. Ich bin sehr pünktlich, routiniert und strukturiert. Ich mache jeden Tag mein Programm, lasse mich von nichts ablenken. Ich ziehe das durch. Die Wertschätzung für meine kubanische Kultur und die Aneignung deutscher Werte und Traditionen haben mein Leben bereichert und zu einer neuen Lebensqualität geführt.

Das Leben findet in Kuba auf der Straße statt. Die Leute sind draußen, sind unbeschwert fröhlich. Musik spielt eine große Rolle, egal wo man hingehet, überall ist Musik. Es ist ganz anders, offener und mit einer Prise Leichtigkeit. In Deutschland habe ich die Natur für mich entdeckt. Ich liebe es, in der Natur zu sein, habe einen Hund und liebe Tiere. Es ist ruhig und gemütlich hier. Ich hab's geschafft und fühle mich jetzt richtig wohl in Deutschland. Ich bin angekommen!





## FRANCESCA | ITALIEN

### „Mein Herz ist immer in Italien“



Ich heiße Francesca und bin in Italien aufgewachsen. Während meines Architekturstudiums in Rom habe ich meinen Mann kennengelernt. Da seine Eltern zu diesem Zeitpunkt in Deutschland wohnten und Unterstützung benötigten, ist er – zunächst für kurze Zeit – zu ihnen geflogen, konnte aber nicht so schnell wie geplant nach Italien zurückkehren. Nach einiger Zeit habe ich deshalb einen Flug zu ihm gebucht, jedoch keinen Rückflug. Zu dieser Zeit waren wir noch nicht verheiratet, deshalb habe ich zu ihm gesagt: „Ich komme mit zwei Koffern. Wenn du die Tür aufmachst, dann bleibe ich aber auch. Ansonsten lass‘ die Tür zu, dann fahre ich wieder zurück.“ Und seitdem bin ich in Deutschland. Mittlerweile haben wir drei Kinder.

Bis heute finde ich es sehr schade, dass ich nie die Zeit hatte, richtig professionell deutsch zu lernen, weil ich immer mehr im Büro meines Mannes eingespannt war und mit ihm italienisch sprechen konnte. Zusätzlich kam 2002 unser erstes Kind auf die Welt. Ich habe unzählige Annoncen geschrieben, um eine Tagesmutter für die Kinder zu finden, aber keine Chance. Deshalb bin ich dann sechs Jahre zu Hause gewesen. Das war für mich schwierig, ich wollte arbeiten, was tun. Letztlich war es Zufall, dass ich zur Volkshochschule gegangen bin und dort gefragt wurde, ob ich Italienerin sei und vielleicht Seminare über Architektur anbieten möchte. Irgendwann habe ich dann auch angefangen Italienisch zu unterrichten, was mir bis heute sehr

Spaß macht. Ich möchte am liebsten noch so viel mehr machen. Zum Beispiel auch mit meinem deutsch-italienischen Kulturverein mehr anbieten, Kontakte knüpfen, doch mir fehlt die Zeit.

Ein enormer Unterschied zwischen Italien und Deutschland ist das Wetter: das Licht und der blaue Himmel. Und natürlich das Meer. Aufgewachsen bin ich in einer großen Familie in einem Haus in der Nähe des Meeres, umgeben von 420 Olivenbäumen. Man hatte dort alles: Stadt, Berge, Seen, Meer. Und was ich auch vermissen ist meine Stadt: Rom. Mein Herz ist immer in Italien.

Die ersten 10, 15 Jahre wollte ich nicht mehr nach Italien zurück. Die Leute hier sind sehr nett und höflich. In Italien denkt man eher an sich. Hier habe ich gemerkt, es gibt eine Gemeinschaft. Wenn jemand eine Idee hat, kann man sie äußern und sie findet auch Gehör oder Unterstützung. Das hat mir sehr gut gefallen. Natürlich auch die Bürokratie hier, die in Italien eher langsam ist.

Irgendwann möchte ich nach Italien zurück, aber nicht in meinen Heimatort, der Unterschied wäre einfach zu groß. Diese Bürokratie, der Egoismus, das könnte ich nicht mehr. Vielleicht ist Norditalien eine Option, aber feste Pläne gibt es aktuell nicht.



## ASA | UGANDA

„Ich bin stolz darauf,  
dass ich jetzt da bin, wo  
ich bin“



Ich heiße Asa, bin 35 Jahre alt und komme ursprünglich aus Uganda. Seit 2002 lebe ich in Deutschland, habe mittlerweile geheiratet und zwei Söhne. Letztes Jahr habe ich mich als Sozialbetreuerin ausbilden lassen. Mittlerweile spreche ich im Alltag mehr deutsch als meine Muttersprache. Vielleicht auch, weil mein Mann Deutscher ist. Mit den Kindern habe ich früher immer meine Sprache gesprochen, aber momentan nicht.

Meine Mutter war schon vor mir in Deutschland und hat mich dann hierher geholt. Da war ich 18 Jahre alt. Ich habe immer nur auf Bildern gesehen, wie es hier aussieht, aber so richtige Erwartungen hatte ich nicht. Nur habe ich mich gefreut, meine Mama nach drei Jahren wiederzusehen. Zu Hause habe ich mit meinen Geschwistern und meiner Oma gelebt. Sie sind heute noch in Uganda. Dieses Jahr fliege ich hin. Es ist für mich sehr schwer, dass ich sie nicht einfach mal so besuchen kann.

Als ich herkam, wollte ich eigentlich noch weiter zur Schule gehen, aber das ging nicht, weil ich mit 18 Jahren nicht mehr minderjährig war und jetzt wie eine Erwachsene behandelt wurde. Ich habe bei vielen Behörden nachgefragt wegen meiner Schulausbildung, aber sie sagten, ich darf nicht zur Schule. Ich musste deswegen auch alleine wohnen, nicht mit meiner Mutter.

Ich mag es, unter Leute zu kommen. Also habe ich etwas gesucht, wo ich mit meinen Kindern zusammen andere Leute kennenlernen kann. Das hieß dann „Internationaler Frauentreff“. Da bin ich einfach dazugekommen und habe gemerkt, dass sich meine Kinder sehr wohlfühlt haben und das war mir wichtig. Dann wusste ich, der Rest wird auch klappen. Und es hat geklappt.

Die Pünktlichkeit in Deutschland, die mag ich. In meinem Land bin ich auch damit aufgewachsen, dass Kinder früh aufstehen und zur Schule gehen. Ich war nie zu spät in der Schule. Als ich hierherkam, ist mir deshalb Pünktlichkeit nicht schwer gefallen. Am Anfang war aber die Sprache schwer. Mit englisch ging es einigermaßen, aber es gab Leute, die sich nicht getraut haben, mit mir auf Englisch zu sprechen. Sauberkeit und Mülltrennung sind auch ganz anders als in Uganda, das gibt es dort nicht.

Ich freue mich, dass meine Kinder zwei Sprachen sprechen und es mit der Sprache leichter haben als ich. Ich bin stolz darauf, dass ich jetzt da bin, wo ich bin. Was ich anfangs, bringe ich auch zu Ende, also ich mache keine halben Sachen. Und das sage ich auch meinen Jungs.





## FADHILA | ALGERIEN

„Je mehr du gibst, umso mehr bekommst du zurück“



Mein Name ist Fadhila, ich bin verheiratet und lebe seit 2011 im Main-Kinzig-Kreis. Vorher habe ich in Algerien gelebt. Dort habe ich organische Chemie studiert und in einer Apotheke gearbeitet. Durch den Familiennachzug bin ich nach Deutschland gekommen. An meinem ersten Tag in Deutschland war mein Mann arbeiten und unsere Nachbarin besuchte mich zum Kaffee trinken. Den A1-Sprachkurs hatte ich schon in Algerien gemacht, also redeten wir ein bisschen deutsch, ein bisschen französisch und ein bisschen englisch. Wir sind dann zusammen in die Stadt gegangen und es war eine Katastrophe. Ich habe mich total fremd gefühlt und nichts verstanden. Ich habe mich wie taub gefühlt: ich sehe sie reden, ich höre es sogar, aber ich verstehe nichts. Nach 2 Monaten daheim habe ich dann gesagt, ich muss arbeiten, ich muss raus und mit den Leuten reden. Durch Freunde von meinem Mann habe ich schnell eine Arbeit in einer Firma gefunden, die Milchprodukte herstellt, aber erstmal nur im Lager. Es war wirklich sehr schwere und harte Arbeit. Aber ich habe dort Deutsche kennengelernt und ich war nicht nur zu Hause. Nach 6 Monaten habe ich im Lager aufgehört und einen Deutschkurs bei der VHS gemacht. Ich wollte meine Sprache weiter verbessern, um die Möglichkeit auf einen besseren Job zu haben. Dort habe ich den B1-Kurs gemacht, bestanden und mich wieder beworben. Aber es hat nichts gebracht.

2013 habe ich angefangen, ehrenamtlich

mit Flüchtlingen zu arbeiten. Ich habe sie zum Beispiel zum Jobcenter oder zum Arbeitsamt begleitet und auch sonst bei allem Möglichen geholfen. Dadurch habe ich eine Frau kennengelernt, die mir sehr viel geholfen und gezeigt hat. 2015 habe ich dann bei einer Apotheke ein Praktikum gemacht und gefragt, ob es die Möglichkeit gibt, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Apotheker konnte ich in Deutschland leider nicht machen, weil es ein anderes Studium ist. Der Chef meinte, es sei sehr schade, wenn ich jetzt noch eine Ausbildung machen würde und ich sollte lieber weiter deutsch lernen und mich bewerben. Im Jahr 2016 habe ich die Ausbildung zur Integrationslotsin beim BikA gemacht. Eine Mitarbeiterin aus dem Büro hat mich danach angerufen und gesagt: „Wir haben nur Gutes über Sie gehört, wir wollen Sie zu einem Gespräch einladen.“ Sie hat mir dann erzählt, dass es in der Ausländerbehörde Arbeit für mich geben würde als Dolmetscherin, weil ich arabisch, französisch und deutsch spreche. Nach dem Gespräch haben sie mir einen Honorarvertrag angeboten. Ich konnte es erst nicht glauben. Als Lotsin habe ich das Gleiche schon jahrelang gemacht und wurde nie dafür bezahlt. Ich war wirklich sehr zufrieden. Ich habe in Deutschland fast bei null angefangen, konnte so gut wie kein Wort der Sprache und habe es geschafft. Ich glaube an etwas: je mehr du gibst, umso mehr bekommst du zurück. Vielleicht nicht sofort, aber irgendwann.



## GISSEL | DOMINIKANISCHE REPUBLIK

### „Kraft gibt mir mein Glaube“



Ich heiße Gissel und komme aus der Dominikanischen Republik. Seit 2011 lebe ich in Deutschland. 2010 bin ich das erste Mal nach Deutschland gekommen, weil ich meine Schwester besucht habe. Dort habe ich auch meinen Mann kennengelernt, wegen dem ich ein Jahr später hierhergezogen bin. Ich hatte viel Angst davor, ganz nach Deutschland zu ziehen. Am Anfang habe ich viel geweint, weil mir alles so fremd war.

Manchmal fragen mich meine Kinder, warum ich mit ihnen spanisch spreche und ihr Papa deutsch. Dann sage ich, „wenn du groß bist, wirst du dafür dankbar sein, mehrere Sprachen zu sprechen“. Ich selbst konnte damals nicht einmal verstehen, was „danke“ oder „bitte“ heißt, es war sehr schwierig. Mein Englisch hat mir ein bisschen geholfen. Als ich zwei Frauen aus der Dominikanischen Republik kennenlernte, die schon lange Zeit hier in Deutschland sind, haben sie gesagt, „du schaffst das, denn wir haben es auch geschafft“. Das hat mich motiviert. Und dann gab es auch Deutsche, die spanisch sprechen konnten und mit denen ich angefangen habe, Kontakt zu haben. Auch mein Mann hat mich sehr unterstützt. Und dann ist es Schritt für Schritt besser geworden. Weil ich mittlerweile drei Sprachen spreche, helfe ich nun anderen Frauen, die noch nicht so gut deutsch sprechen bei Terminen beim Amt oder Arzt.

Mein Studium in der Dominikanischen Republik „Hotel und Tourismus“ habe ich nicht abgeschlossen, ich wollte es in Deutschland beenden, aber mein Deutsch war zu schlecht, ich hatte keine Chance. Ohne die deutsche Sprache ist alles sehr kompliziert. An der Universität in Frankfurt kann man zunächst zwei Semester die deutsche Sprache lernen, das ist wunderbar. Aber mit zwei kleinen Kindern ist das so einfach auch nicht möglich. Mittlerweile konnte ich allerdings den Deutschkurs auf Niveau B2 abschließen. Ich träume nach wie vor davon, mein Studium hier in Deutschland zu beenden.

Manchmal vermisse ich mein Heimatland mit den Stränden oder der Wärme. Wenn ich dort bin, vermisse ich aber wiederum Deutschland. Als ich 2014 in der Dominikanischen Republik zu Besuch war, wohnte ich bereits seit drei Jahren in Deutschland und hatte dort auch meinen Führerschein gemacht. Kurzzeitig zurück in der Dominikanischen Republik war es für mich fast unmöglich in dem Verkehr zurechtzukommen. Es ist total chaotisch. Vor allem fehlt mir aber meine Familie, seit drei Jahren habe ich meine Mutter nur noch über die Kamera gesehen.

Kraft gibt mir mein Glaube und vor allem ein Vers in der Bibel, der mir hilft, immer weiterzumachen. Er steht in Philipper 4 Vers 13: Alles kann ich durch Christus, der mir Kraft und Stärke gibt.





## SARAH | ERITREA

„You have to use your chance“



Mein Name ist Sarah, ich bin 32 Jahre alt, verheiratet und habe 3 Kinder. Meine Eltern kommen aus Eritrea und sind damals wegen des Kriegs in den Nahen Osten geflohen. Deswegen sprechen wir auch arabisch und tigrinya. Seit 6 Jahren lebe ich mit meiner Familie im Main-Kinzig-Kreis. Wir sind als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen, weil in unserem Heimatland Krieg war und wir dort Probleme bekommen haben. Hier haben wir dann einen Asylantrag gestellt, also ich und mein Mann, und die Sprache gelernt. Aber noch nicht perfekt, ich lerne immer noch weiter. Danach habe ich den Kurs für die Integrationslotsen gemacht, damit ich auch anderen Leuten helfen kann.

Ich bin nach Deutschland gekommen, weil ich nach Schutz und Freiheit gesucht habe. Wir waren im Krieg und Sicherheit ist für mich sehr wichtig. Wenn der Krieg vorbei ist, würde ich schon gerne wieder zurück. Aber auf der anderen Seite sind meine Kinder jetzt hier in der Schule, haben die Sprache gelernt und auch die Kultur. Ich bin sehr zufrieden in Deutschland, aber manchmal ist es auch nicht leicht. Ich habe IT studiert und bin Programmiererin. Aktuell suche ich nach einem Job, doch hier in der Nähe habe ich bisher noch nichts gefunden. In Frankfurt hatte ich erst ein Vorstellungsgespräch, aber es ist schwierig mit 3 Kindern. Außerdem spreche ich die Sprache noch nicht perfekt, ich habe ein B1-Zertifikat und bei der Arbeit muss man alles auf Deutsch machen. Ich will unbe-

dingt meinen Mann unterstützen, auch arbeiten gehen und nicht nur Hausfrau sein. Sobald sich für mich die Möglichkeit ergibt zu arbeiten, dann werde ich sie nutzen, denn: You have to use your chance! Vielleicht dauert es bis sie kommt, aber man muss sie nutzen, denn sie kommt nicht noch mal.

An Deutschland gefällt mir alles sehr gut. Bei Terminen sind alle pünktlich, es ist hier sicher, man hat seine Ruhe und das Schulsystem ist gut. Aber natürlich vermisse ich meine Familie. Und manchmal vermisse ich auch, dass ich dort arbeiten konnte und natürlich die Sprache. Für meine Zukunft wünsche ich mir, hier gut leben zu können, zu arbeiten und dass wir ohne Hilfe leben können.





## ATOUSA | IRAN

### „Mit zwei Koffern und zwei Kindern“



Ich bin Atousa, 40 Jahre alt und seit fünf Jahren in Deutschland. Bald werde ich eine Ausbildung als Verwaltungsfachangestellte anfangen und darauf freue ich mich. Zurzeit bin ich sehr beschäftigt mit Deutsch lernen. Im Iran habe ich Psychologie studiert und an der Uni unterrichtet. Es ist dort üblich, dass alle Kinder morgens im Hof zuerst zwei, drei Mal „Tod auf Amerika“ oder „Tod auf Israel“ und sowas sagen müssen. Auf einer Konferenz habe ich das angesprochen und gesagt, Kinder sollten ihren Tag nicht mit Tod anfangen. Dann sagten die anderen, ich bin auf Amerikas Seite, gegen den Iran, gegen Allah. Obwohl das überhaupt nicht so ist. Zuerst durfte ich dann nicht mehr in der Uni unterrichten und habe privat gearbeitet. Aber ich war nicht in Sicherheit, deshalb bin ich in eine andere Stadt umgezogen.

Als ich mit meinen Kindern in Deutschland im Urlaub war, ist die Polizei zu mir nach Hause gekommen – im Iran. Die haben alles untersucht. Und dann hat meine Mama angerufen und gesagt, es wäre besser, wenn ich in Deutschland bleibe, wenn die Möglichkeit da ist. Das war nicht einfach, das war nicht mein Plan. Mit zwei Koffern und zwei Kindern.

Am Anfang hatte ich Schwierigkeiten mit dem Direkt-sein. Aber langsam habe ich mich daran gewöhnt. Nicht nur daran gewöhnt, sondern ich finde es gut. Ich weiß dann, wem ich gegenüber sitze. Pünktlich sein und produktiv sein ist auch etwas,

was mir in Deutschland gefällt. Weil ich hier von null anfangen musste, musste ich aktiv werden und das war gut. Zuerst habe ich ehrenamtlich gearbeitet und Leuten mit meinem Englisch geholfen, wenn sie zum Arzt oder zur Gemeinde mussten. Ich glaube, nach ungefähr drei Jahren konnte ich in der Ausländerbehörde und im Integrationsbüro vom Main-Kinzig-Kreis zum ersten Mal offiziell mit Honorarvertrag arbeiten. Und darauf bin ich wirklich stolz. Ich wusste, es gab damals Schwächen und es wird auch immer welche geben, aber ich habe nie aufgegeben und immer weitergemacht, egal wie schwer es war.

Aus meiner Heimat vermissen ich alles. Zuerst meine Familie, unser Essen und im Winter unser warmes Wetter.

Für die Zukunft wünsche ich mir, meine Ausbildung zu Ende zu bringen. Ich freue mich, dass meine Kinder hier in Ruhe zur Schule gehen können, ihre Meinung sagen können, essen und anziehen können, was sie wollen. Wenn ich hier mit 40 Jahren eine Möglichkeit gefunden habe weiterzugehen, ist mir klar, dass meine Kinder auch Chancen haben, ihren Weg zu gehen. Alles wird gut.





## FRANCESS | GABUN

„When life gives you lemons, make lemonade!“



Mein Name ist Francess, ich bin 27 Jahre alt und komme aus Gabun in Zentralafrika. Seit 2015 lebe ich mit meinem Mann und unseren beiden Kindern im Main-Kinzig-Kreis.

Ich will mein Studium in Deutschland absolvieren und für die Leute, die denken, dass es hier schwer sei, ein Vorbild sein und das auch an die Menschen aus Gabun weitergeben.

Bevor ich nach Deutschland gezogen bin, habe ich in Gabun das Abitur gemacht und in Ghana angefangen, Projektmanagement zu studieren. In Deutschland möchte ich gerne weiter studieren. Leider hat sich dieser Wunsch noch nicht erfüllt, weil ich noch weiter die deutsche Sprache lernen muss. Aber ich habe mich hier gut eingelebt und schon viele Freunde gefunden, ich fühle mich hier gut und wohl. Am meisten vermisse ich aus meiner Heimat die Familie, besonders meine Mutter und meine Geschwister.

An Deutschland gefallen mir besonders gut die Pünktlichkeit und Ehrlichkeit der Menschen. Bei uns dürfen wir nicht alles sagen und ich finde es sehr interessant, wie ehrlich die Deutschen sind. Manchmal bin ich traurig, wenn ich ein bestimmtes Ziel noch nicht erreicht habe. Mein Mann sagt dann immer: If life gives me lemon, I should do lemonade out of it. Das ist wirklich wichtig für mich, denn es gibt immer eine Lösung und eine Chance für jeden. Ich muss das Beste aus dem machen, was ich habe und darf nicht traurig sein. Das motiviert mich in meinem Alltag sehr.



## MANAL | SYRIEN

### „Es waren die schlimmsten 15 Tage meines Lebens“



Ich bin Manal und kam vor vier Jahren mit meinem Sohn von Syrien nach Deutschland. Syrien war ein tolles und schönes Land. Das Leben war ganz anders, als die Leute es sich hier vorstellen. Meine fünf Geschwister und ich sind in der Nähe von Damaskus aufgewachsen. Englisch lernten wir bereits im Kindergarten. Wir haben alle das Abitur gemacht und sind zur Uni gegangen. Männer und Frauen gemeinsam, wir waren eine bunte Mischung. Schließlich habe ich geheiratet und angefangen, als Zahntechnikerin zu arbeiten.

Mit dem Krieg haben wir nicht gerechnet. Wir dachten wirklich, Assad würde sich für ein Umdenken und mehr Freiheit einsetzen – er würde etwas verändern. Wir hätten niemals damit gerechnet, dass er mit Gewalt auf die Proteste reagieren würde. Er hat einfach alle, die für ihn gefährlich waren ins Gefängnis gebracht oder töten lassen. Auch mein Mann war einer davon. Er war Englischlehrer und Dolmetscher beim Fernsehsender CNN. Er und zwei Journalisten sind bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Weil mein Mann als Feind der Regierung galt, wurde unserem Sohn verboten, die Schule weiter zu besuchen. Das war der Grund, warum ich mit ihm nach Deutschland geflohen bin. Das deutsche Schulsystem und der Gedanke, lebenslang zu lernen, gefielen mir gut. Ich wollte meinem Sohn unbedingt ermöglichen, dass er das Abitur machen kann.

Da wir Syrien offiziell nicht verlassen durften, hat uns ein Schleuser geholfen, illegal über die Berge in den Libanon zu kommen – wir haben ihm viel Geld dafür bezahlt. Von dort aus sind wir mit einem Boot über das Meer nach Griechenland gekommen. 15 Tage waren wir unterwegs, drei davon haben wir in einem Gefängnis in Ungarn verbracht. Wir haben oft zwischen den Bahngleisen schlafen müssen, immer panisch, dass wir von der Polizei angehalten werden. Es waren die schlimmsten 15 Tage meines Lebens.

In Deutschland angekommen, ging alles nicht so schnell, wie ich dachte. Ich war froh, dass es Leute gab, die uns in den drei Monaten in der Erstaufnahmeeinrichtung in Gießen ehrenamtlich in der deutschen Sprache unterrichteten. Als ich dann hier in den Main-Kinzig-Kreis kam, waren die Leute total nett und sehr hilfsbereit. Ich bin unglaublich dankbar für diese Unterstützung; in jeglicher Hinsicht. Die kostenlosen Deutschkurse haben mir viel ermöglicht.

Mittlerweile bin ich selbst Integrationslotsin und habe für mein Engagement auch den hessischen Integrationspreis erhalten. Mein Ziel ist es, Deutschland und all diesen Helfern etwas zurückzugeben.

Inzwischen bin ich hier zu Hause. Es gibt immer Schwierigkeiten, aber nichts ist unmöglich. Wir sind nach unserer Flucht



hier nun wirklich angekommen. Aktuell mache ich eine Ausbildung zur Kauffrau für Büromanagement, mein Sohn besucht das Gymnasium. Ich bin extrem ehrgeizig, deshalb sagen meine deutschen Freunde manchmal auch zu mir, ich sollte stolzer auf mich sein.

Dort, wo ich herkomme, ist mittlerweile alles zerstört, zu meiner Familie habe ich nur wenig Kontakt, da sie dort selten Strom haben. Ich fände es wirklich schade, wenn wir nicht die Möglichkeit nutzen würden, das Schul- und Sozialsystem, was wir hier haben auch nach Syrien zu bringen. Das sage ich auch meinem Sohn. Unser Ziel muss sein, das, was wir hier gelernt haben, nach Syrien zu bringen.



## Vom Arabischen Frühling zum Bürgerkrieg in Syrien

Seit 2011 tobt die Gewalt in Syrien. Aus anfangs friedlichen Protesten ist ein komplexer Bürgerkrieg geworden. Die Ursachen für den mittlerweile neun Jahre andauernden Krieg sind ähnlich wie in den anderen Ländern des Nahen Ostens, in denen es im Zuge des Arabischen Frühlings zu Protesten kam. Darunter fallen die Willkür des Staatsapparats, die soziale Ungleichheit und Armut, Vetternwirtschaft sowie konfessionelle Spannungen.

Im März 2011 wurden in der syrischen Stadt Daraa Kinder verhaftet und sollen gefoltert worden sein, weil sie Motive des Arabischen Frühlings an Hauswände geschrieben hatten, die sie zuvor im Fernsehen oder Internet gesehen hatten. Aus Solidarität mit Daraa gingen Hunderte Syrer auf die Straße. Sie forderten politische Reformen und mehr Freiheit – vor allem das Recht auf Meinungsfreiheit. Die

Regierung ließ die friedlichen Proteste mit Gewalt beenden. Daraufhin kam es zu Massendemonstrationen und die Menschen forderten unter der Parole „Hau ab! Hau ab!“ den Rücktritt des autokratischen Präsidenten Baschar al-Assad.

Es kam zum Bürgerkrieg. Die Regierung versuchte mit brutalen Mitteln, die Aufstände niederzuschlagen und setzt bis heute eigene Truppen am Boden und aus der Luft gegen die eigene Bevölkerung ein. In den Kriegsverlauf mischen sich immer mehr Gruppen ein, die um die Macht im Land kämpfen – darunter auch die Terrorgruppe IS. Nach und nach beteiligten sich auch andere Länder wie die USA, Russland, die Türkei und der Iran an dem Krieg.

Die Menschen in Syrien leiden unter den andauernden, brutalen Kämpfen. Große Teile des Landes sind zerstört – Schulen, Krankenhäuser und Infrastruktur. Die Lebensmittelkosten sind um das 1000-fache gestiegen. Mittlerweile sind über 500.000 Menschen durch den Bürgerkrieg umgekommen. Mehr als 11 Millionen Syrer haben ihr Zuhause verlassen und befinden sich auf der Flucht. 6,2 Millionen Syrer sind Binnenvertriebene, weitere 5,5 Millionen sind ins Ausland geflohen – ein Großteil in die angrenzenden Länder Türkei, Jordanien und Libanon. Etwa 700.000 haben in Deutschland um Aufnahme gebeten. Es ist nicht davon auszugehen, dass der Krieg in Syrien absehbar beendet werden kann – zu komplex sind die Interessen der kriegsbeteiligten Gruppen und Länder.



## FARIHA | AFGHANISTAN „Du schaffst das“



Ich heiße Fariha Ahmadi, bin 26 Jahre alt und komme aus Afghanistan. Vor 9 Jahren habe ich dort geheiratet und jetzt zwei Kinder. Wir hatten viele Probleme in unserem Heimatland und konnten dort nicht weiterleben. Deshalb bin ich jetzt seit 3 Jahren in Deutschland und im Moment lerne ich deutsch. Bis Griechenland sind wir einfach gekommen. Manchmal zu Fuß, mit dem Auto, mit dem Zug. Aber in Griechenland war die Grenze zu. Dann haben wir mit jemandem gesprochen. Sie hat uns versteckt in einem Bus, der in einem großen Schiff war. Auch mein Sohn war bei uns in dem Bus, er war drei oder vier. Das war ganz gefährlich. Wir sind mit dem Schiff nach Italien gefahren und dann weiter nach Deutschland. Stück für Stück.

In Deutschland möchte ich ohne Angst leben und meine Kinder sollen eine gute Ausbildung oder einen guten Job in Deutschland haben. In unserem Land konnte ich das nicht. Wenn man in einem Dorf unter Taliban lebt, haben viele Mädchen nicht die Erlaubnis zur Schule zu gehen. Einige Mädchen werden außerdem schon sehr früh verheiratet. Mit neun oder etwas älter. Wenn man dann schon früh ein Kind bekommt, kann man auch nicht mehr die Schule besuchen. Außerdem war der Weg zur Schule ganz gefährlich. Ich wollte nach der Schule eigentlich aufs College gehen, aber ich konnte nicht.

Als ich ein Kind war, wollte ich immer Ärztin werden. In diesen drei Jahren hier habe ich immer wieder versucht, selbstständig

deutsch zu lernen und meine Unterlagen nach Deutschland zu bringen. Ich bin stolz darauf, dass ich eine muslimische Frau mit Kopftuch bin, die in einem neuen Land jeden Tag alles versucht für ihre Zukunft. Meine Mutter hat mir immer gesagt, wenn du etwas willst, schaffst du das. Auch jetzt – wenn wir zusammen telefonieren – sagt sie „du schaffst das, ich glaube an dich“. Das sagt auch mein Mann.





## ELIF | TÜRKEI

„Sei geduldig, wenn du im Dunkeln sitzt, denn der Sonnenaufgang kommt“



Ich heiße Elif, ich bin 28 Jahre alt und komme aus der Türkei. Mit meinem Mann und unserem 2-jährigen Sohn lebe ich seit 10 Monaten im Main-Kinzig-Kreis. Am 15.07.2016 gab es nachts einen Putschversuch gegen den Präsidenten Erdogan. Daraufhin behauptete Erdogan, dass Gülen der Anführer des Aufstands sei und auf einmal wurden alle Gülenisten zu Terroristen und Mördern erklärt. Wir sind Gülenisten und haben als Lehrer an einer Nachhilfeschule der Gülen-Bewegung gearbeitet. Deshalb gibt es in der Türkei einen Haftbefehl gegen mich und meinen Mann.

Wir haben unser Auto verkauft und das Land sehr schnell verlassen. Zuerst sind wir von der Türkei aus nach Griechenland mit einem Boot geflüchtet, wo wir erstmal in Gewahrsam waren. Wir haben unser Leben riskiert, als wir mit dem Boot gefahren sind. Insgesamt haben wir dafür 17.000 Euro bezahlt. Unser ganzes Leben haben wir in einen Rucksack gepackt und alles in der Türkei zurückgelassen, unsere Familie, unser Haus.

Aber wir bauen uns in Deutschland ein neues Leben auf. Am Anfang war es nicht immer leicht, alles war neu und fremd. Das Land, die Leute, die Sprache... Jetzt kann ich aber schon genug sprechen, um mich mit den Leuten zu unterhalten. Ich

mag Deutschland, denn hier gibt es die Demokratie und das ist für mich sehr wichtig. Außerdem sind die Deutschen sehr freundlich und ehrlich. Es ist toll, dass die Deutschen immer alle Leute grüßen.

Für meine Zukunft wünsche ich mir, in Deutschland Arbeit zu finden und bleiben zu können. Deshalb muss ich noch mehr Deutsch lernen. Mein Ziel ist es, das C1 Zertifikat zu bekommen und dann wieder als Lehrerin arbeiten zu können. Vor allem aber möchte ich jetzt sicher sein, dass wir in Deutschland bleiben dürfen, damit wir in Sicherheit leben können. Deswegen denke ich mir: sei geduldig, wenn du im Dunkeln sitzt, denn der Sonnenaufgang kommt.



## IVY | NIGERIA

„Ich habe einfach nur zu Gott gebetet, dass ich überlebe“



Ich heiße Ivy und bin 26 Jahre alt. Vor vier Jahren habe ich Nigeria verlassen, weil mir eine Frau sagte, in Italien könnte ich eine professionelle Näherin werden. Ich habe in Nigeria in einem Dorf gewohnt und war sechs Monate auf einer Schule, wo man etwas lesen und schreiben lernt. Wenn man in Nigeria wirklich etwas erreichen will, braucht man viel Geld, man muss auf private Schulen gehen, nicht auf die öffentlichen Schulen. Bei uns zu Hause gibt es deshalb viele Jugendliche, die kriminell werden, um ihr Ziel zu erreichen.

In Nigeria hatte ich nicht viele Möglichkeiten. Ich habe nach der Schule bei einer Schneiderin ein Jahr nähen gelernt, was mir Spaß gemacht hat. Dann habe ich eine Frau kennengelernt, die mir sagte, ich könnte in Italien besser und professioneller nähen lernen. An einer richtigen Schule. Ich dachte, dort habe ich bessere Chancen und wollte deshalb dorthin.

Ich habe nicht geahnt, dass meine Reise so schwer werden würde: Das Boot, was mich von Libyen nach Italien brachte, war ein Boot mit sehr vielen Menschen darauf und sehr teuer. Das Geld für die Überfahrt zahlte die Frau, die mich in Nigeria angesprochen hatte. In diesem Boot sitzt man einfach nur zusammengekauert, es ist sehr eng. Man kann kaum mit jemandem reden und man ist mitten auf dem Meer, im Nirgendwo. Ich habe einfach nur zu Gott gebetet, dass ich überlebe. Die Frau hatte

mir nichts von dieser Art von Reise erzählt. Ich habe gedacht, ich reise vielleicht mit dem Flugzeug.

In Italien war ich zuerst in einem Camp. Als ich das Camp verlassen habe, erzählte mir die Frau von ihren eigenen Plänen. Sie wollte, dass ich meinen Körper verkaufe und so das Geld für die Überfahrt bezahle. Ich war völlig geschockt und panisch. Ich sagte, ich kann das nicht und versuchte, Italien so schnell wie möglich zu verlassen. Sie kannte auch gefährliche Leute und drohte mir. Deswegen bin ich jetzt in Deutschland. Meiner Familie in Nigeria habe ich nicht alles erzählt, sie würden sich zu große Sorgen um mich machen.

Ich empfinde große Dankbarkeit gegenüber Deutschland und fühle mich hier sehr wohl. In Deutschland wird man von den Leuten motiviert und unterstützt, diese persönlichen Hilfen schätze ich sehr. Ich weiß, wie man näht und Haare frisiert. Damit möchte ich mir etwas aufbauen, um mir hier die Zukunft aufzubauen, die ich in Nigeria nicht hätte erreichen können.





**Büro für interkulturelle Angelegenheiten**

Barbarossastraße 16–18

63571 Gelnhausen

E-Mail: [integration@mkk.de](mailto:integration@mkk.de)

[www.mkk.de](http://www.mkk.de)